

Camener Zeitung

Volkstrend für Camen und Umgegend.

Expedition von J. Brombach in Camen.

Camen.

32. Jahrgang.

Abonnementspreis
für diese 3 mal wöchentlich
erscheinende Zeitung mit
der illust. Beilage „Der
Zeitspiegel“ viertel-
jährlich 1 Mark
prämienlos

Durch die Post bezogen
1 Mark 25 Pfg.

Einzeln Nummer 10 Pfg.

Erstes Blatt.

Die neuen Uniform- Änderungen

(Die Säugsalte im Rückenstück des Offiziers-
paletots, die Achselstücke auf den Paletots, die
Vorstöße bei Generalen) werden auch in der
konservativen „Schlesischen Zeitung“ als völlig
unnötig und nur das Budget des Offiziers
vom neuem belästigt scharf kritisiert. Das kon-
servative Blatt schließt seine Ausführungen:

Vor allem bedauerlich aber sind
die in Rede stehenden Änderungen
als Symptome. Als im August d. J. der
Wechsel im preussischen Kriegsministerium er-
folgte, hat man allgemein gehofft, der neue
Minister, Generalleutnant v. Einem, der sich
bei der Verteidigung der Heereseinrichtungen ge-
gen demokratische Angriffe im Reichstage so gut
eingesetzt hatte, werde auch die nötige Festig-
keit haben, dem Treiben unverantwortlicher Rat-
geber ein Ende zu machen, die den obersten
Kriegsherrn mit Vorschlägen zu allen mög-
lichen Veränderungen und Neuerungen zu haran-
guieren sich unterfangen. Nach der Kabinetts-
order vom 20. d. M. zu schließen, scheint aber
General v. Einem diese Erwartung enttäuschen
zu wollen. Die Kabinettsorder trägt seine Ge-
genzeichnung, er hat also gemäß Artikel 44 der
preussischen Verfassung die Verantwortung für
den Inhalt der Order übernommen und wird
wohl in Reichstag Gelegenheit finden, hier-
für Rede und Antwort zu stehen. Abgesehen
davon, daß jede überflüssige Ausgabe wirtschaft-
lich als schädlich zu betrachten ist, hätte der
Minister schon die Erwägung zu ganz ent-
schieden Vorstellungen gegen die qu. Kabinettsorder
veranlassen sollen; daß jede solche überflüssige,
lediglich auf Neuherstellungen abzielende Neu-
uerung dem Leiden in weiten Kreisen vorhandenen
Mißvergnügen neue Nahrung zugeführt und mit
dazu beiträgt, die Aussichten für die Bewillig-
ung wichtiger Forderungen, wie z. B. der
Oberleutnantszulagen, zu verschlechtern. —
Herr v. Einem hat sich seinerzeit, kaum Offi-
zier geworden, vor dem Feinde als furchtlos
und schneidiger Soldat gezeigt. Möge er die-
sen Geist an sich beweisen, wenn er seines Amtes
als verantwortlicher Ratgeber der Krone zu-
walten hat; in diesem Sinne wünschen wir:
Einem, werde hart!

Die Krisis in Ostasien.

In Japan ist, wie man aus einem Pe-
tersburger Telegramm der „Nöln. Ztg.“ erfährt,
tatsächlich die Flotte bereits mobil ge-
macht worden. Weitere Meldungen aus To-
kio lassen darauf schließen, daß alsbald auch
die Mobilmachung des Landheeres
nachfolgen dürfte.

Der „Lokalanz.“ hat die Meldung erhalten,
daß die japanische Regierung den in
Tokio beglaubigten Vertretern der
auswärtigen Mächte die Mitteilung
gemacht habe, die augenblickliche Lage der
Dinge sei unhaltbar. Japan müsse zuschla-
gen, wenn Rußland nicht sofort die ihm ge-
stellten Bedingungen akzeptiere; es könne auch
nicht länger auf die endgültige Entscheidung
Rußlands gewartet werden.

Im Auswärtigen Amt zu Berlin be-
ginnt man nunmehr auch die Lage als sehr
ernst anzusehen. Der „Nat. Ztg.“ ist aus der
Wilhelmstraße folgendes Kommuniqué zugegan-
gen: Die jüngsten Meldungen aus Tokio lassen
keinen Zweifel darüber obwalten, daß die ja-
panische Regierung ernstere Mobilisierungsmä-
nahmen getroffen hat, sowie die Absicht be-
steht, ein Ultimatum an Rußland zu richten,
falls dieses nicht auf die geltend gemachten
Forderungen eingehen sollte. Nur erscheint durch-
aus nicht ausgeschlossen, daß die japanische Re-
gierung ihre Absicht, die diplomatische
Aktion durch die militärische zu ersetzen, zu
dem Zwecke betont, ihr diplomatisches Vorge-
hen zu unterstützen.

Russischerseits rechnet man schon
ernstlich mit einer unmittelbaren bevorstehenden
Invasion Japans in Korea. Der „Nölnischen
Zeitung“ wird aus Petersburg berichtet, nach
einem Telegramm aus Wladivostok sei nicht
jede Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ver-
loren. Die Mobilmachung der japani-
schen Flotte könne auch durch offene
Feindseligkeiten der Koreaner ge-

gen die Japaner erklärt werden; wahrschein-
lich würden die Japaner ihre Interessen in
Südkorea tätigt verteidigen. Die „Nöln. Ztg.“
bemerkt zu dem Telegramm: „Diese aus zwei-
fellos gut unterrichteter Quelle stammende Nach-
richt scheint den Japanern eine gewisse Berechti-
gung zuzugestehen, ihre Interessen in Südkorea
mit Waffengewalt zu verteidigen, und sie
scheint den Gerüchten entgegenzutreten, nach
denen Rußland die Landung von größeren ja-
panischen Truppenmassen in Südkorea als
casus belli ansähe. Demnach dürfte die Stel-
lungnahme Rußlands in dieser Frage als wei-
teres Entgegenkommen und Einlenken seinerseits
anzusehen sein.“ — Sollte sich in diesen Aus-
sagen wirklich die Anschauung leitender
russischer Regierungskreise wieder spiegeln, so ge-
winnt es fast den Anschein, als hätte man in
Petersburg das Bewußtsein, die russischen Vor-
bereitungen seien noch nicht weit genug gediehen,
um einer Landung der Japaner auf Korea mit
Waffengewalt entgegenzutreten zu können. Auch
das Organ des Statthalters Wersjow, das in
Port Arthur mit Unterstützung aus russischen
Regierungskreisen erscheinende Blatt „Nowij Kraj“
äußert sich in ähnlicher Weise. Die offizielle
russische Telegraphenagentur drückt durch die
Verbreitung eines Auszuges aus dem Artikel
gewissermaßen diesen Darlegungen einen amt-
lichen Stempel auf.

Deutschland.

— (Aus der kleinen Garnison.) Das
aus dem Bielefelder, bekannt gewordene
Train-Bataillon Nr. 16 in Forbach
zählte bisher außer einem Major als Komman-
deur drei Rittmeister, drei Oberleutnants, drei
Leutnants. Schon vor Weihnachten sind in die-
ses Bataillon neu versetzt worden ein Leut-
nant und drei Oberleutnants. Die
neueste Nummer des „Militär-Wochenbl.“ mel-
det, daß zum Kommandeur des 16. Lot-
teringschen Train-Bataillons in Forbach der Es-
labronchef im Magdeburgischen Dragoner-Regi-
ment Nr. 6 Major v. Nathusius ernannt
worden ist. Außerdem wurden in das 16. Train-
Bataillon nach Forbach versetzt die beiden
Rittmeister Noack vom Hannoverischen
Train-Bataillon Nr. 10 in Hannover und Ger-
polt vom Rheinischen Train-Bataillon Nr. 8
in Ehrenbreitstein. Von den bisherigen
Offizieren des Train-Bataillons in
Forbach wurde dem Kommandeur Major
Fuchs der Abschied mit der gesetzlichen Pen-
sion bewilligt und der Erlaubnis zum Tragen
der Uniform des holländischen Alanen-Regiments
Nr. 12. Ebenso wurde dem Rittmeister Van-
del der Abschied bewilligt. Rittmeister Cy-
wurde mit der gesetzlichen Pension zur Dispo-
sition gestellt und zum Bezirksoffizier beim Land-
wehrbezirk Gnesen ernannt. Der Ober-
leutnant Habenicht wurde mit der gesetz-
lichen Pension zur Disposition gestellt.

— (Schulbildung der Rekruten.) Ueber
die Schulbildung der im Geschäftsjahr 1902 in
das Heer und die Marine eingestellten Rekruten
ergibt die Statistik, daß nur 104 Analpha-
beten gleich 0,04 v. H. aller Eingestellten vor-
handen waren. Die Zahl der Analphabeten ist
ganz bedeutend heruntergegangen; sie betrug
1892 noch auf 0,39 und 1882 sogar auf 1,33
v. H. der Eingestellten. Von den Analphabeten
entfallen 77 auf Preußen — Höchstzahlen: 19
auf Ostpreußen, je 18 auf Westpreußen und Po-
sen und 11 auf Schlesien.

— Der Bierverbrauch in Deutschland
berechnet sich für das Jahr 1902 nach den amt-
lichen Vierteljahrsheften zur Statistik des Deut-
schen Reiches mit Berücksichtigung der Ein-
und Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung für das
Brauereigebiet auf 96,7 Liter (1901: 104,8),
für Bayern auf 234,6 Liter (1901: 244,8),
für Württemberg auf 172,4 Liter (1901: 184,2),
für Baden auf 156,1 Liter (1901: 158,4), für
Elsaß-Lothringen auf 83,4 Liter (1901: 82,7)
und für das deutsche Zollgebiet auf 116 Liter
(124,1).

— Zum Streit in Krimmischau läßt
der Zentralverband der Industri-
ellen durch sein Organ, die „Verl. Pol. Nachr.“,
erklären: „Der Sozialdemokratie soll diesmal
mit Hilfe des Zentralverbandes deutscher In-
dustrieller eine Niederlage bereitet werden,
wie sie noch nicht dagewesen ist und
an die die Sozialdemokratie lange den-
ken soll.“

Der Verband Sächsischer Indu-
strieller versendet an sämtliche Mitglieder ein
Mündschreiben, worin er sie zur tatkräftigen Un-
terstützung der Krimmischauer Arbeitgeber durch
Einsendung von Beiträgen an den Verband auf-
fordert.

Der „Vorwärts“ schreibt zu der Ankün-
dung der neuen Einigungsversuche durch den
Ministerialdirektor Roscher: „Hoffentlich haben
die erneuten Bestrebungen Erfolg. Wenn über-
haupt, wäre jetzt der Moment gekommen, wo
im Interesse der Krimmischauer Industrie die
Arbeitgeber sich zu der Friedensliebe entschließen
sollten, welche die Arbeiter von Anfang an ge-
zeigt haben. (?) Wird jetzt Frieden geschlossen,
dann ist es noch möglich, die Winteraison für
Krimmischau zu retten. Nehmen die ausge-
sperrten Arbeiter in die Fabriken zurück, so kön-
nen ihre geliebten Hände in wenigen Tagen die
neuen Musterkollektionen herausbringen, und da
die Abnehmer der Krimmischauer Industrie
sicher sind, daß nach Friedensschluß die Be-
stellungen auch erledigt werden können, wird es
auch an Aufträgen nicht fehlen.“

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

— Das Befinden Kaiser Franz Jo-
sefs. Die „N. Fr. Pr.“ und das „Fremden-
blatt“ bestätigen, daß Kaiser Franz Jo-
sef während seines letzten Aufenthalts anläß-
lich der Weihnachtsfeier in Wallsee tatsäch-
lich durch Ausgleiten zu Fall gekom-
men sei und sich eine unbedeutende Haut-
abschürfung oberhalb des rechten Auges und
eine leichte, vollkommen bedeutungslose
Zerrung im Rücken zugezogen hat. Der
Kaiser habe ärztliche Hilfe gar nicht in Anspruch
genommen. Er befinde sich im besten Wohlbefin-
den in der Hofburg. Er habe Dienstag den Mi-
nister des Inneren Grafen Goluchowski empfan-
gen und Mittwoch seit dem frühesten Morgen
an seinem Schreibtische gearbeitet.

Türkei.

— Des langen Zögerns der Türkei
müde, überreichen Oesterreich-Ungarn und Ruß-
land in Konstantinopel eine Note, in der sie
erklären, daß, wenn die Türkei nicht prompt
Schritte in Rom unternehme wegen Ernenn-
ung eines italienischen Generals zum
Oberkommandanten der mazedonischen
Gendarmerie, die gebachten Mächte
selbst die Ernennung desselben mit Umgehung
der Türkei in Rom ansetzen werden. Es steht
nunmehr fest, daß er Oberkommandant der
mazedonischen Gendarmerie drei Gehilfen, und
zwar einen österreichisch-ungarischen, einen rus-
sischen und einen englischen im Range von
Oberleutnants erhalten wird. Nach einer Mel-
dung des „Giornale d'Italia“, würde der ita-
lienische General Sismundo zum Oberkom-
mandanten der mazedonischen Gendarmerie er-
nannt werden.

Kolonien.

— In Deutsch-Südwestafrika hat der
Aufstand eine weitere Ausdehnung
erfahren. Der „Cape Times“ geht aus Nim-
berley ein Bündel von Nachrichten zu, die schon
nach ihrer Fassung zur Vorsicht mahnen. Das
Blatt meldet nämlich:

„Portentosen-Banden verübten das Land
und plünderten die Besitzungen der Weißen. Der
deutsche Posten Dabis zwischen Warmbad und
Volksdrift sei überwältigt und vermutlich seien
alle dort befindlichen Weißen, mit Ausnahme
dreier holländischen Familien, getötet worden.
Der Eingeborenen-Häuptling, der von den
Deutschen Waffen erhalten habe, um bei der Un-
terdrückung des Aufstandes der Bondelzwarts
zu helfen, habe sich den Aufständischen ange-
schlossen. Ein in der Nähe von Karresberg
ansässiger Farmer verlor, die Lage der Dinge
deute auf eine allgemeine Erhebung der Ein-
geborenen in Deutsch-Südwestafrika hin. Ob-
gleich der Eingeborenen-Häuptling Hendrik Wit-
booi bei den deutschen Truppen sei, glaube man,
daß er sich ebenfalls den Aufständischen an-
geschlossen werde, falls nicht die deutschen Behör-
den energische Maßregeln ergreifen.“

Diese benutzten Nachrichten gewinnen
erst Bedeutung durch eine Mitteilung der „Post“,
die offenbar im Kolonialamt Anfragen gehalten
hat und daraufhin schreibt: „Antwortsweise war
eine Bestätigung oder Nichtbestätigung der Mel-
dung nicht zu erteilen, doch ist es an unter-
richteter Stelle bekannt, daß der Aufstand
eine weitere Ausdehnung angenom-
men hat. Der hier genannte Posten Dabis
dürfte mit der militärisch besetzten Station Uba-
bis auf den deutschen Karten identisch sein, die
etwa 120 Kilometer nordwestlich von Warmbad
liegt. Dort ist es, wie schon vor einiger Zeit
berichtet wurde, zu einem Zusammenstoß mit
den Bondelzwarts gekommen, der auch Verluste
auf deutscher Seite gefordert hat.“

Westfalen und Rheinland.

* Camen, 2. Jan. Die Höhe der Abonnentenzahl
ist der Maßstab für die Verbreitung
eines Blattes. Eine für die Interessenten
des Zeitungsfaches wichtige Prozeßsache wurde,
der „Frankf. Ztg.“ zufolge, vom 2. Zivilse-
nat des Reichsgerichts erledigt. In einer Re-
sidenzstadt erscheinen u. a. die V-Zeitung und
das B-Blatt. Die erstere ist die ältere Zei-
tung, während das B-Blatt erst vor einigen
Jahren begründet worden ist. Die V-Zeitung
hatte nun in öffentlichen Ankündigungen be-
hauptet, sie sei in der Residenzstadt die ge-
seinsten und verbreitetste Zeitung. Das B-Blatt
bestritt dies und erlangte schließlich vom Land-
gericht eine einstweilige Verfügung, wonach der
V-Zeitung auf Grund des Gesetzes über den
unlauteren Wettbewerb untersagt wurde — bei
einer Strafe von 500 M. für jeden Uebertre-
tungsfall — in öffentlichen Ankündigungen zu
behaupten, sie sei das gelesenste und verbreit-
teste Blatt der Residenz. Das Landgericht er-
achtete als festgestellt, daß die Zahl der regel-
mäßigen Abnehmer der V-Zeitung hinter der des
B-Blattes, wenn auch nicht erheblich, zurück-
stehe. Es war der Ansicht, daß einen Maß-
stab für die Verbreitung eines Blattes aus-
schließlich die Zahl der festen Abnehmer
gebe. Die V-Zeitung machte dagegen geltend,
die Verbreitung eines Blattes bemesse sich nicht
lediglich nach der Auflage. Die V-Zeitung habe
niemals behauptet, daß sie eine höhere Auf-
lage als das B-Blatt habe, wohl aber glaube
sie, das gelesenste Blatt der Residenz zu sein.
Die Zeitung werde z. B. in jedem Straßenbahn-
wagen ausgehängt. Diese machten täglich 1872
Fahrten, und wenn auf jeder Fahrt nur zwei
Fahrgäste das Blatt läsen, so ergäbe das be-
reits 3800 Leser usw. Das Landgericht wies den
Widerpruch gegen die einstweilige Verfügung
aber zurück und erließ ein definitives Urteil.
— Auch die Berufung der beklagten V-Zei-
tung wurde vom Oberlandesgericht zurückge-
wiesen. Dieses führte u. a. aus: Es komme da-
rauf an, ob die Angaben geeignet waren, im
Publikum die Vorstellung zu erwecken, daß ihm
die Tatsache entspreche, die „V-Zeitung“ habe
in der Residenzstadt die größte Zahl der festen
Abnehmer, bzw. die stärkste Auflage. Zwar
komme für die Verbreitung auch das Auslegen
an öffentlichen Orten in Betracht, aber der we-
sentliche Faktor für die Verbreitung werde
immer die Zahl der regelmäßigen Abnehmer
sein, da dieser Faktor den einzig sicheren Maß-
stab bilde und für das inferierende Publikum
von Bedeutung sei. — Das Reichsgericht wies
die Revision als unbegründet zurück und führte
aus: Das Oberlandesgericht verkennt nicht, daß
solche superlativen Ausdrücke, wie sie von der
Beklagten gebraucht sind, sehr häufig leere
Anpreisungen sein werden und nicht als An-
gaben tatsächlicher Art aufgefaßt werden kön-
nen. Für den vorliegenden Fall aber konnte es,
da in der Ankündigung Vergleiche mit allen
übrigen Zeitungen des Ortes angeführt wor-
den sind, ohne Rechtsirrtum annehmen, daß
es sich um Angaben tatsächlicher Art handle,
und daß nach der Auffassung des Publikums
an diesem Orte als das gelesenste Blatt das
jenige mit der größten Abonnentenzahl ver-
standen wird.

Camen, 2. Jan. Das Einfrieren der Wasser-
leitung zu verhüten, ist es zunächst erforder-
lich, die Kelleröffnungen dicht zu verwahren,
damit die Kälte nicht in den Keller dringen
kann; am besten eignet sich dazu Pferdebeug,
denn man mit Stroh oder einer Decke belegen
kann, um das ungesunde Aussehen zu verber-
gen. Auch die Fenster der Keller, Klostis und
Badestuben sollten dicht verschlossen werden. Bei
starkem Frost muß der Badeofen öfters geheizt
werden, denn da die Wasserrohre darin ge-
wöhnlich in oder an der kalten Mauerwand
liegen, ist er sonst dem Einfrieren leicht aus-
gesetzt, auch können Rohrbrüche mit ihren ü-
blen Folgen eintreten, wofür alsdann der Woh-
nungsinhaber haftet. In leerstehenden Wohnun-
gen dagegen kann das Wasser des Badeofens
gänzlich abgelassen werden. Wird bei strenger
Kälte die Wasserleitung des Abends für das
ganze Haus abgeperrt, so ist darauf zu achten,
daß gleich darauf die am tiefsten liegenden
Wasserhähne, also diejenigen der Waschküchen im
Keller, der Klosets im Erdgeschoß usw. voll-
ständig entleert werden, damit die Hauptrohre
wasserfrei sind und deshalb auch nicht einfrieren
können. Um eine ungewollte Ueberschwemmung
am Morgen, wenn der Hauptwasserhahn des
Hauses wieder geöffnet wird, zu verhüten, sind
die Wasserhähne in den Küchen usw. während
der Nacht und des Morgens stets geschlossen
zu halten.

1. Camen, 2. Januar. (Verschiedenes.) Wie wenig Beachtung die von der Post an das Publikum gerichtete Aufforderung, die Adressen genau und deutlich anzugeben, gefunden hat, beweist die Tatsache, daß im Monat Januar 1903 wiederum gegen 18 000 Briefsendungen unausbringlich geblieben sind, weil weder der Empfänger noch der Absender zu ermitteln war. Diese große Anzahl von endgültig unbestellbaren Briefen wurde, soweit sie nicht von den rechtmäßigen Eigentümern während der dreimonatigen Aufbewahrungsfrist nachträglich ab- oder zurückgefordert worden sind, durch Feuer vernichtet. Wer also nicht will, daß seine Briefsendungen diesem Schicksal verfallen, der beachte namentlich um die Neujahrszeit die Mahnung: „Sorgt für eine genaue und deutliche Aufschrift der Postsendungen.“

In der Sylvesternacht ist es hier zu schweren Ausschreitungen auf der Straße gekommen, wobei ein Beamter der öffentlichen Sicherheit erheblich verletzt wurde. Als der Schutzmann Häßler lärmende Burschen zur Ruhe verwies, überfielen ihn diese und mißhandelten ihn mit Schlagwerkzeugen in gefährlicher Weise, sodaß er dem Krankenhaus zu geführt werden mußte. Der Haupttäter ist ermittelt und verhaftet; er sieht einer gerechten Strafe für seine rohe Tat entgegen.

Von den „Anschlagskarten“. Eine für die Anschlagsarten-Industrie nicht unwesentliche Neuerung ist in England und Frankreich eingeführt worden. Sie besteht darin, daß die bisher nur der Adresse eingeräumte Vorderseite durch einen senkrechten Strich in zwei Hälften geteilt wird, mit deren rechter sich die Postverwaltung für die Adressen begnügt, während die linke vom Absender zu Mitteilungen an den Adressaten benutzt werden kann. Da die Rückseite dadurch auf ihrer ganzen Fläche für die Illustration freier wird, so ist durch diese Neuerung der künstlerischen Entwicklung der Anschlagskarte ein weiterer Spielraum gegeben. Im Interesse unserer Leser ist zu erwähnen, daß es sehr zu wünschen ist, daß auch die deutsche Reichspost sich baldigst dem Vorgange des Auslandes anschließen möchte.

Vergütungsätze für Einquartierung. Auf Grund der Vorschriften des Gesetzes über die Naturalleistungen für die bespannte Macht im Frieden ist der Betrag der für die Naturalverpflegung marschierender usw. Truppen zu gewährenden Vergütung für das Jahr 1904 dahin festgestellt worden, daß an Vergütung für Mann und Tag zu gewähren ist: a) für die volle Tageskost mit Brot 80 Pfg., ohne Brot 65 Pfg.; b) für die Mittagskost mit Brot 40 Pfg., ohne Brot 35 Pfg.; c) für die Abendkost mit Brot 25 Pfg., ohne Brot 20 Pfg.; d) für die Morgentkost mit Brot 15 Pfg., ohne Brot 10 Pfg.

Bei dem jetzigen Frostwetter ist es unbedingt geboten, die Treppentufen zu den Hauseingängen, wenn sie geschneit werden, sofort mit Sand zu bestreuen. Durch die Rücksichtslosigkeit so manchen dienstbaren Geistes, der das unterließ, sind schon oft nicht wenige zu Falle gekommen. Die Sache kann unter Umständen sehr kostspielig werden. Ebenso rücksichtslos ist es, das Wasser aus den Spülkesseln einfach aufs Trottoir zu gießen. Dieser Unfitt muß aufs schärfste entgegengetreten werden.

1. Dortmund, 31. Dez. (Verschiedenes.) Der unter dem Verdacht der Beihilfe an dem Mord des Genarmen Batzsch in Sagen verhaftete Klempner Scheuermann wurde wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem sich herausgestellt hat, daß er mit der Angelegenheit nichts zu tun haben kann.

— Asten, 31. Dez. (Ein armer Reicher.) Der alte Sprachlehrer „Professor“ Belitz, ein Sonderling und eine stadtbekannte Persönlichkeit, stürzte in der Bohmischenstraße, vom Schläge getroffen, tot zu Boden. „Professor“ Belitz, wie er allgemein hieß, lebte fast nur von trockenen Semmeln und sein Raubbildnis befriedigte er, indem er Zigarettenstummel sammelte. So kam es, daß er allgemein für sehr arm und hilflos bekannt war. Noch im vorigen Jahre fand er auf Kosten der Armenanstalt längere Zeit Aufnahme im allgemeinen Krankenhaus. Um so größer war das Entsetzen, als bei der Nachlassaufnahme an allen möglichen Stellen in der Wohnung ein Vermögen von über 20 000 Mark in Gold und Kassenscheinen aufgefunden wurde.

— Barmen, 31. Dez. (Verschiedenes.) Schwere Brandwunden erlitt, wie die „Barmen Zeitung“ meldet, die Schwägerin eines in der Werterstraße wohnenden Restaurateurs. Derselben geriet beim Abflammen von Gänsen am Donnerstag die Schürze in Brand. Leider verbreitete sich das Feuer, da in der ersten Verwirrung unter dem Küchenpersonal niemand geeignete Hilfe leistete, auch auf die anderen Kleider. Die Schwerverletzte fand Aufnahme im städtischen Krankenhaus, wo sie nach kurzer Zeit starb. — Am Donnerstag stürzte her Tagelöhner Ernst Offermann in betrunkenem Zustande und schlug mit dem Kopf auf das Trottoir, wobei er eine derartige Verletzung erlitt, daß er nach einigen Stunden starb. — Wegen Herausgabe von falschen Meta IIgelde wurden gestern Mittag in Vangerfeld die Gebrüder Mühl aus Grevenbroich, früher in Barmen wohnhaft, festgenommen. Sie waren wie der „Barmen Ztg.“ berichtet wird, aus einem Wirtschaftsstale entfernt worden und als sie auf die Straße kamen, entfiel ihnen eine Anzahl Geldstücke. Ein Polizeibeamter, der bei dem Vorgang anwesend war, nahm ihre Verhaftung vor. Es wurde

bei ihnen noch falsches Geld im Betrage von 150 Mark vorgefunden. In Grevenbroich wurden Hausdurchsuchungen vorgenommen, die zur Auffindung der Werkzeuge und Materialien führten, deren sich die Gebrüder Mühl bedienten.

!! Oberhausen, 2. Jan. Pflanzenkerne enthalten Spuren von Blausäure. Der Genuß der Kerne ist daher mit Gefahren verknüpft. Daß er leicht den Tod im Gefolge haben kann, hat sich hier gezeigt. Ein Kind hatte zahlreiche Pflanzenkerne aufgetrunken und die Kerne verzehrt. Schon nach kurzer Zeit zeigten sich Vergiftungserscheinungen. Trotzdem ärztliche Hilfe bald zur Stelle war, ist das Kind gestorben.

— Düsseldorf, 1. Jan. Der Magistrat unterbreitete den Stadtvorordneten den Antrag auf Errichtung einer Akademie für praktische Medizin in Verbindung mit einem neuen städtischen Krankenhaus. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 5 1/2 Mill. Mark, welche durch Anleihen gedeckt werden sollen. Für die erste Rate werden 3 800 000 Mark gefordert. — Das von ärztlicher Seite belängte Institut scheint danach wirklich ins Leben treten zu sollen.

— Düsseldorf, 1. Jan. (Beilage.) Während in den meisten Ortsteilen des Niederrheins der Kampf zwischen den Ortskrankenkassen und den Ärzten fortobersteht, ist in Düsseldorf nunmehr ein definitives Einverständnis erzielt worden, auf Grund dessen beide Parteien den bezügl. Vertrag unterzeichnet haben. Bei freier Arztwahl wird u. a. seitens der Krankenkassen das Honorar von 3,50 auf 4 Mark pro Jahr und Kassenglied erhöht.

— Düsseldorf, 31. Dez. Für die „Tausendfüßler“ soll, wie die „Freiwillige Zeitung“ mitteilt, ein Ulanen-Regiment aus Esch-Bohringen nach Düsseldorf verlegt werden.

— Düsseldorf, 31. Dez. (Im Zuge der Kisten.) Ein Herr am Homburg, der von Köln nach Düsseldorf im D-Bus gefahren war, bemerkte bei seiner Ankunft, daß er um seine Bauschaft im Betrage von 3400 Mark bestohlen worden war. Von dem Spitzbuben fehlt bis jetzt jede Spur.

— Kempen, 31. Dez. Durch das Eis brachen gestern nachmittags beim Schlittschuhlaufen auf einem zugefrorenen tiefen Graben bei Schmalbroich drei Söhne des Vaters liegen. Einer ertrank, während bei den anderen Knaben die Wiederbelebungsversuche von Erfolg waren.

Der Chicagoer Theaterbrand.

Wir haben bereits in der vorigen Nummer über die furchtbare Brandkatastrophe berichtet, welche sich in Chicago ereignet hat. Man hoffte anfangs, daß die Schätzung der Feuerwehrt, welche annahm, daß die Zahl der Toten gegen 500 betrage, die Wirklichkeit übersteige, aber leicht ist es nicht der Fall. Die ersten Angaben bleiben noch weiter hinter der wirklichen Zahl der Opfer zurück, die, wenn sie auch noch nicht genau festgestellt, doch weit über 500, nach einer Meldung sogar 700 beträgt.

Man hoffte anfangs, daß diese Schätzung die Wirklichkeit übersteige, aber leider ist es nicht der Fall. Die ersten Angaben bleiben noch weiter hinter der wirklichen Zahl der Opfer zurück, die bis jetzt nach einer Meldung auf 637, nach einer anderen sogar auf mehr als 700 angegeben werden.

Ueber die Katastrophe und die furchtbaren Szenen, welche sich bei derselben abspielten, gehen uns folgende Dramenmeldungen zu:

H Chicago, 31. Dez. Das Theater Triquais war nach den Plänen der Pariser Komischen Oper gebaut. Das Feuer brach während des zweiten Aktes des Stüdes „Mauritius“ aus und griff mit großer Schnelligkeit um sich. Eine furchtbare Panik entstand, alles drängte den Ausgängen zu. Entsetzliche Szenen spielten sich ab. Die Feuerwehr rettete zwar eine große Anzahl Zuschauer, aber viele kamen trotzdem in den Flammen um. Ein Polizeioffizier, welcher mit einer Rauchmaske versehen in das Theater einbrach, berichtet, daß er auf einen großen Haufen Leichen gestoßen sei. In den oberen Stockwerken lagen hunderte von Leichen dicht aufeinander, in den unteren Räumen einfach aufeinander geschichtet. Hunderte von Toten wurden in die Leichenhallen geschafft, wo es bald an Platz fehlte. Die Polizei erklärte, daß mindestens 500 Personen tot und verwundet sind. Aus Chicago wird 8,30 Uhr berichtet, daß die Zahl der Opfer bei dem Theaterbrand auf 736 Personen berechnet wird.

H London, 31. Dez. Sämtliche Morgenblätter besprechen die furchtbare Katastrophe und weisen auf die Tatsache hin, daß das Theater gleich der Komischen Oper in Paris gebaut und abgebrannt ist.

W New York, 31. Dez. Wie aus Chicago gemeldet wird, sprang das Feuer, welches hinter der Bühne entstand, mit großer Schnelligkeit auf den Zuschauerraum über. Frauen und Kinder wurden besonders arg getroffen, indem sie rücksichtslos zu Boden getramelt wurden. Die meisten Verunglückten sind auf den Gallerien zu verzeichnen, da die Theaterbesucher auf den Treppen eingewürgt waren und nicht vorwärts konnten. Die Theaterleitung erklärte: Der Brand hätte leicht gelöscht werden können, da aber

jemand im Zuschauerraum Feuer gerufen habe, sei die furchtbare Katastrophe eingetreten. Viele Verunglückte standen noch im Tode aufrecht, da sie weder vor- noch rückwärts konnten. Andere sprangen ins Parkett, wo sie verbrannten. Mehrere hervorragende Schauspieler wurden getötet, während viele vom Chorpersonal verunglückten. Die Ursache ist anscheinend: Kurzschluß beider elektrischen Lichteffekte. Zahlreiche Personen sprangen aus den Fenstern und brachen Arme und Beine. Die Feuerwehr rettete viele durch Sprungtische. Die meisten Toten, die bis jetzt geborgen sind, durchwegs nur etwa 20-jährige junge Mädchen und Kinder. Als das Feuer ausbrach, explodierten 2 Gasbehälter, wodurch viele Personen getötet wurden. Um 7,30 Uhr abends spielten sich herzerregende Szenen ab, da die Eltern nach ihren Kindern jammerten. Da die Nachmittags-Vorstellungen besonders von jungen Mädchen und Kindern besucht werden, waren die Mütter in großer Zahl herbeigeströmt; die Männer erschienen erst später vom Brand, da sie noch fast alle in den Geschäften waren. Große Scharen von Polizei sind aufgeboden, um die Volksmenge von den Ruinen fernzuhalten. — Manche, die für tot gehalten, sind noch am Leben.

Ueber das Unglückstheater teilt der Berliner Vertreter der „Chicago News“ folgendes mit:

Das Theater wurde erst vor ganz kurzer Zeit mit einem Kostenaufwand von einer Million Dollars errichtet und galt als eines der schönsten Schauspielhäuser der Welt. Das Theater wurde erst am 23. November 1903 eröffnet, und zwar mit demselben Ausstattungskost, das an dem Abend des Brandes gegeben wurde, der „Extravaganza“, „Mr. Laubart“, die großartig ausgestattet war und von den wohlbekannten deutsch-amerikanischen Theatermännern Klaw und Erlanger aus New York geleitet wurde.

Das Triquais-Theater war Eigentum des sogenannten amerikanischen Theaterkürs (Charles Frohman, M. Fayman, Nixon u. Zimmermann und anderen). Es hatte 1700 Plätze, darunter allein 700 Plätze im Parkett — mit ein Hauptgrund für die Größe des Unglücks. Der Erbauer des Theaters war der Architekt Benjamin S. Marshall aus Chicago, einer der ersten Baumeister Amerikas.

Der Bau galt für absolut feuersicher (!). Er bestand aus Marmor und Granit über einem Stahlgerüst, wie das bei den „Wollentragern“ gewöhnlich ist.

Kurzschluß. Die Mehrzahl der durch elektrischen Strom hervorgerufenen Unfälle lassen sich wohl auf Kurzschluß zurückführen. Kurzschluß entsteht, wenn zwischen zwei nebeneinander verlegten Stromleitungen plötzlich ein Stromschlag stattfindet. Davon kann ich etwa folgendermaßen ein Bild machen. Man vergleiche den Lauf des elektrischen Stromes in der Leitung mit dem Wasserstrang in einer eisernen Druckwasserleitung. Dieser Wasserstrang ist natürlich auf die Wandung des Rohres einen starken Druck aus; und die Wandung muß überall so stark sein, daß eine Zerrümmung nicht möglich ist. Ganz den gleichen Zweck wie das Rohr vertritt bei einer elektrischen Drahtleitung das den blanken Draht umhüllende Isolationsmaterial. Wird nun aber dieses aus irgend einem Grunde an einer Stelle schadhaft, so kann es dem hochgepressten Strom nicht mehr genügenden Widerstand entgegensetzen, und der Strom zweigt nach der Nachbarleitung ab, — wenn ihm ein Weg, zum Beispiel ein Metallstück, nasses Holz u. s. w., geboten ist — mit anderen Worten der Stromkreis wird kurzgeschlossen. Es wird nun verständlich, daß bei Anwesenheit von leicht brennbaren Materialien — etwa Stoffe oder Holz und Pappe — die leicht in Brand geraten, denn mit der beim Kurzschluß einsetzenden Widerstandsverminderung ist ein plötzliches Anwachsen der Stromstärke und mit dieser eine Wärmeentwicklung, die bis zum Glühen geht, verbunden.

Frühere Theaterbrände. Der Brand in Chicago ist der furchtbarste, den die Theatergeschichte bisher zu verzeichnen hat. Wie verschwindet vor diesem Unglück das Feuer im Theater Francais (8. März 1900), dem nur eine junge Künstlerin — die arme kleine Henriot — zum Opfer fiel! Von anderen Katastrophen sind noch in Erinnerung: der Brand des Krollischen Theaters in Berlin (1851), des Moskauer Opernhauses (1853), des Stadttheaters in Altona (28. September 1865), des Opernhauses in Cincinnati (1866), des Dresdener Hoftheaters (1869), des Theatre Municipal in Lizza (1881), des Wiener Ringtheaters (1884) am 23. Dezember, zufällig aus, nur wenige Tage vor dem Schluß des Jahres), der Opera Comique zu Paris (1900), des Hoftheaters in Stuttgart (20. Januar 1902).

Von wie großem Einfluß unter Umständen das katastrophale Eintreten einzelner Persönlichkeiten selbst im Moment einer hochgeheizten allgemeinen Erregung werden kann, dafür liefert das großmütige Verhalten des Großherzogs von Mecklenburg während des Brandes im Schweriner Hoftheater den besten Beweis. Nur dem Umstände, daß der Großherzog und auf seine Veranlassung die sämtlichen im Theater anwesenden Offiziere ruhig auf ihren Plätzen ausharrten, konnte der Aufforderung seitens des

Regisseurs, sich in Ruhe aus dem Zuschauerraum zu entfernen, Folge geleistet werden. So entleerte sich das Haus, ohne daß eine Panik entstand, während allerdings einige Minuten später der Zuschauerraum von den Flammen ergriffen wurde.

Landwirtschaftliches.

Im Januar

reinige man die Obstbäume von dünnen Ästen, Moos und Raupen, umschlage ihre entblößten Wurzeln mit neuer Erde von den Matten und Manturshäuten, mit Gassengrund und Mist. Besonders bünge man Bäume, die absterben wollen. Man binde Spaliere und Wandobstbäume los, und beschneide überhaupt alle Arten von Baumobst, sowie auch die Himbeere, Johannisbeere und Stachelbeerstöcke. Man lege neue Erdbereite an, und schneide Pfropfreiser, ehe die Augen zu groß werden. Man fälle Holz zu Weinspäßen, Zäunen, Fahrreihen, und besonders Bauholz; es wird weniger wurmfressig. Man bünge Acker und Wiesen, so lange der Frost währt; die Wiesen und Felder mit kurzem Mist und Reichsfäule. Auf den Wiesen räume man die Abzugsgräben; stehendes Gesträuch kann ausgehauen und in Wellen gebunden werden. Wenn Eis auf bemosten Wiesen ist, muß man es von der Erdoberfläche mit Gewalt wegweisen. Man lege warme Mistbete an für Melonen, Kummern (Curken), Rabieschen und Kopfsalat; auch die ersten Gartenbeete. Man bedecke zarte Pflanzen, wie Erbsen, Knoblauch, Schalotten, Kummern, Zwiebeln, mit Moos oder langem Schüttelstroh vor dem Frost, besonders den schädlichen Märzfrösten. Man fäe frischen Salat, Zwiebeln, Artischocken bei trockenem Erdboden. Man teile Viehfutter und Stroh sorgfältig ein; dresse die Frucht, lasse den Wein ab; werfe das Korn. Auch lege man immer den Schnee von den Bienenstöcken, und gebe den Bienen frische Luft, wenn es nötig ist; die Feuchtigkeit tödtet mehr Bienen als die Kälte, und ein gehöriger Luftumlauf ist ihnen unentbehrlich; deswegen setzt man zu Ende des Monats, bei trockenem Wetter, die Bienenstöcke des nachts auf dünne Unterlagen. Das erhält die Bienen gesund.

Nur nicht zu ängstlich

in Bezug auf den Schuß des Geflügels vor den Unbilden der Witterung! Wenn das Wetter trocken ist, dann öffnet man das Hühnerhaus, man schaffe den Schnee weg und streue etwas Spreu mit Klee oder vermischt; dann beginnt ein munteres Scharen. Nebel und feuchte Tage sind dagegen sehr schädlich und rufen gefährliche Krankheiten hervor; da behalte man die Hühner eingeschlossen. Wenn es gar zu kalt werden sollte, so wird der vorsichtige „Hühnerwatter“ sein Geflügelhaus heizen. Je sorgfältiger man die Hühner behandelt, um so freigeber werden sie uns mit Eiern beschenken.

Wie kann man Hornspalten an dem Huf eines Pferdes heilen?

Hornspalten, die meistens eine Folge spröder Hufe sind, und die namentlich durch Trockenheit des Fußes entstehen, können dadurch geheilt werden, daß man sie mit einer Mischung von Honig und gelbem Wachs ausfüllt. Man mischt von beiden gleiche Teile zusammen, setzt sie in einem Gefäß auf den Ofen und schmilzt sie unter fortwährendem Umrühren. Diese Mischung wird nun mit einem Pinsel in die Spalten und Risse gestrichen. Der Huf muß aber vorher gründlich gereinigt und mit lauwarmem Wasser abgewaschen werden, auch muß man das Mittel mehrmals anwenden.

Vermischtes.

— Raubmordversuch zweier Schulknaben. Aus Gera wird der „Volksg.“ berichtet: In der nähen altenburgischen Stadt Ronneburg verhafteten zwei Schulknaben eine neunzigjährige Lehrerswitwe zu herab. Die Burschen hatten für die Greisin Wege besorgt; plötzlich packte der eine, die alte Frau am Hals, während der andere mit einem Stück Hartholz auf sie einschlug. Durch schnell herbeieilende Nachbarn wurde das Verbrechen rechtzeitig vereitelt. Der eine 13-jährige Täter ist verhaftet worden, während sein 10-jähriger Genosse nach dem Georgen-Marienhause bei Altenburg gebracht werden soll.

— Pestverdächtig. Die Untersuchung von an Bord des in Hamburg eingetroffenen Dampfers Cordoba aufgefundenen Ratten hat den Pestverdacht ergeben. Die Untersuchung des Schiffes wird voraussichtlich heute beendet. Die Untersuchung des Schiffes erfolgt unter amtlicher Aufsicht. Eine Erkrankung von Mannschaften ist nicht vorgekommen. Eine Gefahr für die Öffentlichkeit ist angesichts der getroffenen Vorkehrungsregeln und der isolierten Lage des Schiffes nicht vorhanden.

— Eisbären auf einem Eisberg. Auf der Fahrt von New-York nach Queens-town sicherte ein Postdampfer in der Nähe von Newfoundland einen großen Eisberg. Die Jagdgäste strömten auf Deck, Ferngläser wurden auf den Berg gerichtet, und da zeigte es sich nach der „Tägl. Rundsch.“, daß auf dem Eise einige Eisbären hin und her liefen und in großer Aufregung zu sein schienen. Als man näher kam, konnte man die sechs Bären mit freiem Auge sehen. Sie waren offenbar dem Tode geweiht. Der südlich treibende Eisberg ist jedenfalls in den Golfstrom geraten und geschnitten.

— Ein seltener Firtum kam, wie die „Danziger Zeitung“ aus Briesen meldet, auf dem Standesamt in Mischlewitz vor. Dort meldete der Rätter E. H. H. die Geburt eines Knaben an. Erst nach vier Tagen bemerkte er mit seiner Ehefrau, daß das Kind ein Mädchen ist. Kleinlaut erschien er wieder auf dem Standesamt, um die mit ziemlich großen Umständen verbundene Umwandlung des Bernhard in eine Desolada auf dem Papier zu beantragen.

— Ein ungewöhnliches Naturschauspiel erlebten die Passagiere des Dampfers „Tentonia“ von der „Mite Star Linie“, der am 17. Dez. in New-York ankam. Er wurde 200 Meilen östlich von Newfoundland vom Blitz getroffen, und zwar während eines elektrischen Sturmes, der sich während eines heftigen Schneefalles ereignete. Ubergläubige Passagiere schrieben ihm der Tatsache zu, daß auf dem Schiff zwei kroatische Mörder waren, die jetzt von Detektivs aus Pittsburg nach Oesterreich zurückgebracht werden. Die Maffen des „Tentonia“ sind hohe Stahlschrauben; nur die Spigen sind auf eine Länge von 15 Fuß Holz. Der Blitz zerplitterte die Holzspitze, und die Seilfalle zum Flaggenhissen wurde wie ein Ball aufgerollt und durch die Deffnung gerieben. Mehrere andere Blitze schlugen nahe dem Schiffe ein und beunruhigten die Passagiere, von denen die meisten dem Sturm trostlos, um das Naturwunder von gleichzeitigem Schneefall und Blitz mitanzusehen.

— Eine Frau und zwei Ferkel zu verkaufen. Russische Blätter wird aus Jhrust berichtet: Ein Bauer aus dem Dorfe Petrowka richtete jüngst an den Polizeichef des Kreises folgendes Schreiben: „Ich habe die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren ergebenst zu bitten, in den Beitungen die Bekanntmachung zu erlassen, daß in Petrowka eine zwanzigjährige Frau — meine Frau! — und zwei Ferkel verkauft werden sollen — alles zusammen für 28 Rubel. Die Frau ist sehr hübsch, eine tüchtige Wirtin, aber freilich und boshaft; die Ferkel sind gut genährt und fett. Auf Wunsch bin ich bereit, die Frau und die Ferkel gegen Nachnahme zu verkaufen.“ Als der Kreischef dieses Schreiben empfing, fuhr er sofort nach Petrowka, da er der Meinung war, daß der Briefschreiber nicht ganz zurechnungsfähig sei. Dieser Zweifel war jedoch unbegründet. Der Bauer war ein sehr vernünftiger Mensch und durchaus normal. Er erklärte, daß er die Frau verkaufen müsse, weil sie ihm das Leben verbittere. Der Kreischef ließ dann die Frau rufen und fragte sie, was sie von dem Plan ihres Mannes halte. Sie war natürlich nicht sehr erbaunt davon, aber etwas Absonderliches fand sie nicht darin.

— Die Steinkohlenproduktion der Welt betrug nach einer Veröffentlichung des britischen Handelsamts im Jahre 1902 im Vergleich zum Vorjahre in Millionen Tonnen (für Großbritannien und die Vereinigten Staaten in Millionen Tons) 1016 (1016,000) in: Großbritannien 227,09 (219,04), Rußland 15,50 (16,27), Deutschland 107,43 (108,53), Belgien 22,76 (22,21), Frankreich 29,57 (31,63), Oesterreich-Ungarn 12,20 (13,10), Vereinigte Staaten von Amerika 263,68 (261,87). Unter Berücksichtigung der Aus- und Einfuhr ergeben sich folgende Mengen von Steinkohlen zum inländischen Verbrauch im Vergleich mit dem Vorjahr in Tons bzw. Millionen Tonnen: Großbritannien 166,96 (161,27), Rußland 18,73 (19,91), Deutschland 95,32 (97,43), Belgien 19,69 (18,95), Frankreich 42,19 (44,65), Oesterreich-Ungarn 17,59 (18,49), Vereinigte Staaten von Amerika 265,10 (256,40). Eine Gewinnung von Braunkohlen im Umfange von mehr als einer Million Tonnen fand in den letzten beiden Jahren nur in Deutschland, Oesterreich und Ungarn statt. Im Vergleich zum Vorjahr in Deutschland 43 (44,4), Oesterreich 22,1 (22,4), Ungarn 5,1 (5,1) Millionen Tonnen.

— Neubildung von Steinkohle. Eine merkwürdige Beobachtung teilte Henry Hall in der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Manchester mit. Es handelt sich um eine Umwandlung von Kohlenstaub in feste Kohle während einer Zeit von 2 oder 3 Jahren. Aus einer Kohlengrube wurde vor einigen Jahren Wasser in die Höhe gewunden und in einen hölzernen Trug gegossen, der im Boden ein Loch hatte, sodaß sich das Wasser in die Erde verlor. Es stellte sich nun heraus, daß sich im Laufe der genannten Zeit an den senkrechten Seiten des Truges ein winziges Kohlenstück aus harter kristallinierter Kohle entwickelt hatte, das in seiner Beschaffenheit ganz einer natürlichen Bildung glich. Diese kleine Beobachtung giebt insofern zu denken, als man für die Bildung eines Kohlenstückes bisher einen Zeitraum von Millionen Jahren unter gleichzeitiger Wirkung von Hitze und Druck für notwendig angenommen hat. Vielleicht ist hier ein Weg gezeigt, um durch Experimente zu einer besseren Aufklärung der Entstehung von Kohlenlagen zu gelangen, als man sie bisher hat geben können.

— Die reichste Familie der Welt. Die amerikanischen Blätter sind gegenwärtig voll von Einzelheiten über die Familie Rockefeller, die sie für die reichste der Welt erklären; den Anlaß bietet ihnen die Mitteilung, die John D. Rockefeller junior aus New-York von der Geburt des ersten Kindes macht. Es ist ein Mädchen und hat den Namen Abby-Adrich erhalten. Der Petroleumkönig John D. Rockefeller, der Großvater des neugeborenen Kindes, hat erklärt, daß er den größten Teil seines unermesslichen Vermögens seiner Enkelin vermachen werde. Während der letzten zehn Jahre hat das Vermögen der Rockefeller sich beträcht-

lich vermehrt; wie behauptet wird, ist es von 600 Millionen Mark und 4000 Millionen Mk. gestiegen. Wenn dieses Vermögen fortwähren sollte, sich im selben Verhältnis zu vermehren, könnte die kleine Abby im Alter von 60 Jahren über die Kleinigkeit von 349 424 Millionen Mark verfügen.

— Die Wiener Sicherheitsbehörde verhaftete einen Beamten der Berliner Bank für Handel und Industrie, Palzer, unter dem dringenden Verdachte, einen Kreditbrief dieser Bank von 50 000 Franken auf den Kredit Lyonnais in Paris gefälscht und dort behoben zu haben. Außerdem war der Verhaftete verdächtig, einen Kreditbrief von 20 000 Franken auf die Filiale des Kredit Lyonnais in Nizza gefälscht zu haben. Palzer, bei dem ein größerer Betrag in ausländischem Gelde sowie wertvolle Neuanfassungen vorgefunden wurden, leugnete anfangs, legte jedoch bei wiederholtem Verhör ein umfassendes Geständnis ab. Der auf die Nizzaer Filiale des Kredit Lyonnais ausgestellte Kreditbrief scheint noch nicht behoben zu sein.

— Ein Muttermörder. In Naghsorak (Ungarn) fand im Hause des reichen Bauern Wassile Jipu die Verlobung der Enkelin des Hausherrn statt. Während die Familie beim Festmahle versammelt war, geriet der Sohn Jipus, Paul, mit seinem Vater in Streit. Da beide schon sehr viel Wein getrunken hatten, wurden bald Vater und Sohn handgemein. Frau Jipu eilte ihrem Mame zu Hilfe und riß den Sohn weg. Erboßt stürzte Paul Jipu in die Küche, holte eine Hacke und spaltete seiner Mutter den Kopf. Der Muttermörder wurde verhaftet.

— Stoffscheiter eines vielumstrittenen Familienvaters. Ein mit drei Töchtern gesegneter Vater klagte einst am ersten Weihnachtsmorgen:

„Die Mutter stidte Und Elli stidte Und Elli stidte Und Elli stidte. Doch keine stidte. Nun hab' ich vier Paar gestidte Schuh' Und keinen ganzen Strumpf dazu.“

— Im Schreden. Am Nikolaus-Abend wurde in Augsburg das vierjährige Mädchen eines Dekanons in Oberried durch die Gestalt des Nikolaus derart erschreckt, daß es von dieser Zeit her an epileptischen Anfällen leidet.

— Verhaftete Mädchenhändler. Man meldet aus Budapest: Hier wurde im Wartesaal erster Klasse des Westbahnhofes der 27jährige Wladimir Gurjesz und dessen Geliebte, die Chantseje Franziska Bolozs verhaftet, als sie eben zwei junge Mädchen nach Rußland führen wollten. Im Besitze des Mädchenhändlers wurden 30 000 Franken in Gold gefunden. Den Mädchen hatte das Paar vorgespiegelt, daß es sie in Maden zu Schauspielerinnen ausbilden lassen werde. Die Polizei verurteilte die beiden Mädchenhändler zu je 8 Tagen Arrest und 100 Kronen Geldstrafe. Gurjesz wurde nach Erlegung einer Kaution von 1000 Kronen vorläufig auf freiem Fuß belassen.

— Tragische Folgen einer Würgerschafts-Übernahme. Aus Berlin wird berichtet: Eine Würgerschaft hat den 35 Jahre alten Ober-Telegraphen-Assistenten Gustav L. aus der Wernersgasse in den Tod gerieben. L., der mit seiner Frau in glücklicher kinderloser Ehe lebte, hatte für einen Freund für 1200 Mark geäußert. Dieser ließ ihn im Stich und zog aus Berlin fort. Als der Würger die Summe nicht decken konnte, wandte sich der Gläubiger an die Polizeibehörde und beantragte das Gehaltsabzugsverfahren. Hierdurch ließ sich L. in seiner Ehre so gekränkt, daß er nicht länger leben wollte. Als seine Frau weggegangen war, um einzukaufen, trank er Chantale und verchied auf der Stelle.

— Ein Unglücksfall mit der neuen ungiftigen Zündholzmasse, der Explosionsicherheit nachgerühmt wird, hat sich nach der „Pharmaz. Ztg.“ in Darmstadt ereignet. Dort explodierte in der Zündholzfabrik von D. Besjunge u. Co. dem Herrn Besjunge jun. und einem Aufseher eine zur Probe angefertigte Dosis der neuen Zündmasse, sogenannt „giftfreie Regierungsmaße“, unter ungeheurer Detonation, wobei die Gefäße demoliert und verschiedene Fenster Scheiben hinausgeschlagen wurden. Die beiden Herren, ganz besonders aber der Aufseher, schwere Brandwunden im Gesicht und an den Händen davontrugen.

— Ein gefährdeter Eisenbahnzug dürfte zu den großen Seltenheiten gehören. Ein Angestellter der Canadian Pacific Railroad Co., namens Barry, wurde, wie der „Nat. Ztg.“ geschrieben wird, vor einiger Zeit in New-York verhaftet unter der Anschuldigung, sich ungehöriger Weise 1500 Dollars angeeignet zu haben; er wurde einige Wochen im Gefängnis zu New-York gefangen gehalten und dann nach Halifax geschickt, wo er vor dem Richter erschien und eine glänzende Freisprechung erzielte. Barry strengte nun seinerseits gegen die Eisenbahngesellschaft einen Prozeß an wegen der materiellen Schädigung, die ihm daraus erwachsen sei, daß man ihn in New-York in ein feuchtes, ungesundes Gefängnis geworfen hatte, wo sich sein Gesundheitszustand so verschlechterte, daß er vielleicht niemals vollständig wieder hergestellt werden dürfte. Barry gewann seinen Prozeß, und da die Eisenbahngesellschaft die 20 000 Dollars nicht gutwillig zahlen wollte, beabsichtigte sein Verteidiger anfangs eine der Gesellschaft gehörige Lokomotive zu pfänden. Er durfte es jedoch nicht tun,

weil die Maschinen internationalen Dienst tun. Es blieb ihnen deshalb nichts anderes übrig, als einen auf der Station Halifax haltenden Güterzug — mit Ausnahme der Maschine — pfänden zu lassen. Jetzt erst bequante sich die Bahngesellschaft dazu, die 20 000 Dollars zu zahlen.

— Bühnendolch. Robert Matthesen, ein Schauspieler von Minneapolis, wurde dieser Tage bei einer Theatervorstellung im Opernhaus zu Gerbais von einer jungen Schauspielerin, die die Rolle der verfolgten Unschuld spielte, durch einen Dolchstoß in die Brust getroffen und lebensgefährlich verwundet. Matthesen, der im Stücke die Rolle des Bösewichtes hatte, mußte eben Abend auf der Bühne den Tod erleiden, denn die verfolgte Unschuld trat ihm stets mit dem Dolch im Gewande entgegen. Um die Sterbeszene recht realistisch zu gestalten, mußte die Schauspielerin den Dolchstoß mit voller Wucht führen, während der Bösewicht durch einen unter der Kleidung getragenen Brustpanzer aus Holz vor den Folgen geschützt war. Bei der letzten Vorstellung jedoch trat der Dolch zu hoch und durchbohrte die linke Lunge des Schauspielers. Schwer verwundet brach Matthesen zusammen, und die Zuschauer klatschten ob der realistischen Darstellung lebhaften Beifall, ohne zu ahnen, daß sich ein schreckliches Unglück zugefallen hatte. Der Zustand des verwundeten Schauspielers ist höchst bedenklich. Die Schauspielerin, die den Dolchstoß geführt hatte, wurde verhaftet, kurz darauf aber aus der Haft entlassen; sie dürfte auch kaum bestraft werden können, da alles darauf schließen läßt, daß nicht Absicht, sondern ein böser Zufall das Unglück verschuldet hat.

— Ein ganz Schlauer. Man erzählt der „Tägl. Rundsch.“ im Anschluß an eine Anekdote über unvorsichtsmäßige militärische Begrüßungen folgende Geschichte: „Ein Sonntag-nachmittag im Winter in einer kleineren norddeutschen Garnison. Vor der Hauptwache steht ein Pole, der zum ersten male diese Ehre genießt, auf Posten. Zur Hauptwache schreitet in Gedanken verfunken der Bataillonstambour, im Vollmunde in Erinnerung an die gute alte Zeit und ihre ehrenwürdigen Einrichtungen noch vielfach „Tambourmajor“ genannt, um mit seinem Fremden, dem wachhabenden Sergeanten drinnen, eine kurze Zwiegespräche zu halten. Da schreut ihn das Klirren des Gewehres auf, und was sieht er — mein Pole steht in tadellosem Anstrich auf ihm mit gespreizten Beinen da und sieht ihn kühl bis ins Herz hinein an. Stammen und Kopfschütteln auf Seiten des Bataillonstambours, Stammen, Mut und Verzweiflung auf Seiten des herbeigerufenen Wachhabenden. Endlich eringt sich dem leichten die Frage: „Aber was machen Sie da? Wie kommen Sie nur zu diesem Blödsinn?“ Darauf der Pole: „Ich bin gekommen, Herr Tambourmajor. Hab' ich gedenkt, machst du Souvenir! Ich hab' Herr Tambourmajor aber nicht Offizier, hab' ich gedenkt, darfst du nicht präsentieren. Hab' ich gedenkt, ist Herr Tambourmajor, aber doch Major, hab' ich gemacht, „Chargiert“ — fertig!“

— Ein heiteres Stillein wird in Simbach am Inn noch viel belacht. Bei der jüngst dort abgehaltenen großen Feuerwehrrübung wurde auch der Sanitätskolonne Gelegenheit gegeben, sich an der Übung zu beteiligen und ihr Können zu beweisen. Es wurde folgendes Programm aufgestellt: Dachstuhlbrand, Abkürzen eines Feuerwehrmannes von hoher Leiter, Anlegung eines Notverbandes durch die „Sanitäter“ und Verbringung des Verwundeten in das Krankenhaus. Alles geht wie die „Augsb. Abendz.“ erzählt, programmmäßig und der ansehnliche Feuerwehrmann (ein Maler im Zivilberuf) markiert den Sturz vorzüglich. Die Sanitäter legen ihm rasch die Verbände an und fort geht's ins Krankenhaus. Hier erwartet der jourhabende Arzt bereits den angeblich Verwundeten und beschließt, um die Verbände auf ihr sachgemäßes Anbringen zu prüfen, sie eigenhändig abzunehmen. Als Verwundung waren angenommen worden Verwundung und schwere Kopfverletzung. Alles stimmt, nur der Verband am Kopfe will sich absolut nicht entfernen lassen. Da stellt es sich heraus, daß dieser Verband in der Eile an das eine Ohr des „Verwundeten“ mit einer Stenabel angeheftet war. „Ja, haben Sie denn nichts gespürt?“ fragt der Oberarzt den nun wirklich Verwundeten. „Gespürt hab' ich's schon“, sagte er, „aber ich hob anmont, daß's gehört a mit zur Prob.“ Allgemeines Hallo!

— Ein ganzer Welschbrant mit In-halt ist, wie bereits kurz berichtet, einem Geschäftsmann in Kassel aus seinem Kontor gestohlen worden. Wenige Tage vor Weihnachten erschienen morgens gegen 7 Uhr zwei junge Leute im Kontor, wo die Aufwartefrau gerade beim Reinmachen war, und sagten, daß sie den Auftrag hätten, den Welschbrant zur Ausbesserung abzuholen. Die Frau ließ sich verblüffen und half sogar den Spießbuden noch beim Hinausschaffen des 150 Pfund schweren Schrankes. Der freche Anschlag gelang vollkommen; als man an die Verfolgung der Verbrecher ging, waren sie spurlos verschwunden. Am zweiten Weihnachtstages fand man den vollständig zertrümmerten und ausgefärbten Schrank, der über 1000 Mark in bar und Dokumente und Geschäftsbücher enthalten hatte, in der Karlsruhe unweit einer Wirtshaus. Jetzt ist man den Dieben, die sich durch großartige Weihnachtsbrände verdächtig gemacht haben, auf der Spur.

Wetter-Aussichten.
Auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte.
3. Jan.: Teils heiter, teils wolfig, Nebel, normal, fridmweife Schnee.
4. Jan.: Kälter, meist heiter, teils wolfig, mit Schnee.
5. Jan.: Kalt, Nebel, vielfach heiter, fridmweife bedeckt, Schnee.
6. Jan.: Meist bedeckt, feuchtkalt, Schnee, windig, Sturmwarnung.

Was unsere Neujahrs-Gratulanten reden und — denken.

(Nachdruck verboten.)

Der Keffe.

Herzliebste Tantechen, lebe du
Noch manches Jahr in Fried' und Ruh!
Das wünscht's dich heiß und inniglich —
(Puh! ich glaub', jest küßt sie mich!)

Der Referendar.

Herr Rat, wenn ich am heut'gen Tage
Ergebnis mich zu nahen wage,
Um ehrfurchtsvoll zu gratulieren —
(Wann läßt der Herr mich avancieren?)

Der studierende Filius.

Mein Wort will ich dir heute geben,
Von jetzt der Weisheit ganz zu leben.
Sei dies mein Glückwunsch, lieber Vater —
(Ei Donnerwetter, so ein Vater!)

Der stille Verehrer.

Verehrtes Fräulein, dieses Jahr
Mach' alle Ihre Wünsche wahr;
Möge täglich sich Ihr Glück erhöhen! —
(Heut' ist der Balg zum Fressen schön!)

Der Kommis.

Herr Prinzipal, zum neuen Jahr
Bring' ich der Wünsche wärmsten dar.
Für Ihre Firma laß' ich's Leben —
(Wann wird der Prob mir Zulag' geben?)

Der Leutnant.

Mein gnäd'ges Fräulein, ich, auf Ehre,
Wenn ich der Gott des Glückes wäre,
Dann ließe ich Sie nie im Stich —
(Gähäh, sie ist ganz weg in mich!)

Der vorsichtige Freiersmann.
Mit diesen duft'gen Blumenstrahlen
Sag' meine Wünsche ich zu Füßen.
Sie reden laut an meiner Statt —
(Wüßt' ich nur erst, wieviel sie hat!)

Der Senfkehrer.

Der Schwärze bringt zum neuen Jahr
Brüßliebdenheißten Glückwunsch dar.
Ein ewig roßes sei Ihr Doo! —
(Na, so ein Lump! — 'nen Nickel bloß!)

Der Musketier.

O viele, ein'ger Herzensschab,
Gieb mir 'nen fast'gen Neujahrs-Schmah!
Möge alles dir nach Wunsch geraten! —
(Ich glaub', ich wüßte Gänsebraten!)

Noch einmal der Keffe.

Verehrter Onkel, langes Leben
Mag dir das gült'ge Schicksal geben!
Das ist mein Wunsch, du teurer Mann —
(Pump' ich den Geizhals heute an?)

Das Hänschen.

Herr Oheim, den wir all' verehren,
Das Beste möge dir bescheeren.
Des gült'gen Stimmels hohe Gnade! —
(Na, host er denn noch nicht Schopf'ade?)

Der Brummbar.

Na, Alte, erster Januar!
Nun sind wir wieder älter 'n Jahr!
Bei dir da schimmer't auch schon grau —
(Du bist 'ne Perle von 'ner Frau!)

Edwin Bornmann.

Stimmen aus dem Publikum.
Unter dieser Rubrik werden Zuschriften von allgemeinem Interesse aufgenommen, auch solche, mit deren Inhalt die Redaktion dieses Blattes nicht einverstanden ist.
(Eingefandt.)

Neujahr!

Nun ist das alte Jahr verraucht,
Ein neues Jahr beginnt zu lichten
Vom Turm ertönt, ein jeder lauscht
Mit neuem Ziel und neuen Pflichten.
Ein Bächlein war's dem Schöb der Zeit
Als froh begrüßter Quell entsprungen.
Nun hat es die Vergangenheit,
Das nimmerfatte Meer verschlungen.
Und wenn es Dir ein Leid gebracht
Das unerwartet ist gekommen,
Dann hat es auch gleich über Nacht
Ein andres wohl hinweggenommen.
Doch wieviel Freud' und wieviel Glück
Verlieh's uns armen Menschenkindern
Das Gute, Beste bleibt zurück
Den Schmerz zu heilen und zu lindern.
Doch sehn Dir nicht zurück das Jahr,
Gebente seiner nicht in Trauer,
Wenn's Dir ein Jahr der Freude war
Kein Glück ist hier von ew'ger Dauer.
Doch sag auch nicht wenn's Dir den Schein
Der Sonne nimmer konnte spenden,
Jetzt bricht die neue Zeit herein
Das neue Jahr kann vieles wenden.
Ich grüße Dich Du neues Jahr
Und wenn die Neujahrsstuden läuten
Vom Turm herabklingt's hell und klar
So mög es Heil und Glück bedeuten
Gott geb uns Kraft und Festigkeit,
Ein fröhlich Herz und seinen Frieden
Das Besern, schenkt er Euch zur Zeit;
Glück auf! Glück auf! jetzt stets hinfieden.
Heeren. E. Schimmel.

Verantw. Redakteur Dr. Meyer, Camen.

Camener Zeitung

Volksfreund für Camen und Umgegend.

Expedition von J. Brombach in Camen.

Zweites Blatt.

Aus Krimmitschau.

„Krimmitschau unterm Belagerungszustand.“ Unter diesem Titel ist in der Expedition des „Vorwärts“ eine Broschüre erschienen, herausgegeben vom sozialdemokratischen Zentralverband deutscher Textilarbeiter und Arbeiterinnen. Diese Broschüre enthält unter anderem einen Aufsatz von Franz Mehring unter der Überschrift „Der Streik als Klassenkampf“. Mehring erklärt darin, daß sich der Streik der Krimmitschauer Textilarbeiter „zu einem großen Klassenkampf des deutschen Proletariats entwickelt“ hat. Der Aufsatz Mehrings schließt: „Auf dem Wege zur Ausgestaltung des Koalitionsrechts als wirksamer Waffe wird der Erfolg der Krimmitschauer Textilarbeiter ein gewaltiger Schritt sein, und so muß das deutsche Proletariat seine ganze Kraft in die Wagschale werfen, um den Sieg seiner wackeren Preisfechter zu sichern.“

Ueber die Weihnachtstage in Krimmitschau wird dem „Vorw.“ vom Weihnachtsfestabend wörtlich geschrieben: „Jeder dritte Mann auf der Straße, fast jede Frau, jedes Kind, dem man begegnet, trägt einen großen Korb und eine Menge Pakete am Arm. Das alles kommt vom „Gesellschaftshaus“, wo seit Mittwoch ununterbrochen verteilt wird, von aller Frühe bis 12 Uhr nachts. Die Leute stehen vor dem Tore, Nummer um Nummer wird eingelassen, tritt in den großen Saal, zeigt die Karte vor und wird je nach dem zu den Vorräten für Erwachsene, für Frauen, für kleine, größere und große Kinder geführt: am schnellsten sind Schuhe und Kleider abgegeben. Die Stimmung unter den Leuten war eine ausgezeichnete, frohe, gemüthliche. „Ich möchte einen Ueberzieher haben“, mit diesen Worten tritt wieder ein Weber ein. Ein hinter ihm stehender erwidert: „Dein Lebtage hast Du keinen Ueberzieher getragen, denn kriegste denn jetzt für Mäusen!“ — Eine junge Spinnerin tritt ein und sagt lachend, so daß sie nur mühsam den vorbereiteten Satz hervorbringt: „Ich möchte eine ganz große Flasche Parfem.“ Jedermann probiert die Dinge erst an, die er ausgewählt; Schuhe werden angezogen und ausprobiert, Mäcke angeprobt, Fragen um den Hals gelegt, Mäusen aufgefressen usw. usw. Und dabei geht die Arbeit doch so rasch von statten, daß

an einem Tage über 3000 Personen abgefertigt werden konnten.“

Ueber Vorgänge vor dem Ausstand wird der „Köln. Ztg.“ aus Krimmitschau geschrieben: In einer Spinnerei wird eine Arbeiterin fortwährend von ihren Arbeitsgenossen drangefasert, weil sie das Meistestzeichen, das die „Genossen“ kennzeichnend macht, nicht anlegen will. Sie kann das nicht mehr aushalten und beklagt sich beim Fabrikanten. Da die Quälereien nicht aufhören, kündigt dieser den betreffenden Arbeiter. Darauf tritt die ganze Fabrik einmütig in den Streik, und der Fabrikleiter sieht sich gezwungen, seine Kündigungen zurückzunehmen. Zweites Beispiel: Während eine Abordnung dem Unternehmer Forderungen im Vorzimmer des Hauses vorträgt, lassen die Arbeiter hinten gleich alle Maschinen stillstehen, unterbrechen die Arbeit und hören einer Rede zu, die ein Führer mitten in der Fabrik an sie hält. Nach der „Köln. Ztg.“ nahmen während des Streiks kürzlich Streikende im Restaurant „Quelle“ ein paar junge Burken, die arbeiteten, vor, um sie zu bereiten, Vorstoß bei ihrer Fabrik zu nehmen, damit durchgehen und vorher die Maschinen zu zerstören. Der Besitzer eines der größten Gastlokals bestätigte, daß er kurz nach dem Ausbruch des Streiks große Mägel in einer seiner Maschinen fand, die zu Zerstörungszwecken dafelbst angebracht gewesen waren. Derselbe Besitzer hatte kurz vor dem Streik seinen Arbeitern eine Lohnerhöhung bewilligt; trotzdem hatte der allergrößte Teil ihn auf den Wind ihrer Führer hin sogleich verlassen.

Ueber die Lohnverhältnisse in Krimmitschau wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben: „Ein Blick in die Lohnbücher einer der größten Spinereien belehrte mich, daß während der nach vierzehn Tagen gerechneten Lohnperiode an einen guten Spinner 41 bis 42 Mk., also im Monat 82 bis 84 Mk. gezahlt werden. Dabei kommt etwas ganz anderes an Stundenlohn heraus als 11 Pfg. Derselbe Fabrik zahlt seinen Mindestlohn von 15 Pfg. — aber an vierzehnjährige Burken. Es gibt aber Spinner, die im Monat auf 100 bis 105 Mk. kommen. Hier wie überall in der Welt entscheidet größerer Fleiß und größere Geschicklichkeit über den Ertrag der Arbeit. Man denke sich zu diesen Löhnen durchaus billige und gute Lebensverhältnisse einer kleinen Stadt (in Krimmitschau herrschen weder in Bezug auf Wohnung noch auf Nahrung Großstadtpreise) und man wird zugeben — was auch jeder Krimmitschauer selbst bestätigt

—, daß von einem Notstand in der Arbeiterbevölkerung gar keine Rede sein kann.“

Daß die Lage der Fabrikanten in Krimmitschau keine rosig ist, beweist, wie die „Köln. Ztg.“ hervorhebt, die Tatsache, daß in den letzten 8 Jahren 12 Fabriken bankrott gemacht haben, daß eine Bigonnespinnerei nach Böhmen verzogen ist, weil sie die Löhne in dieser Gegend nicht mehr bezahlen konnte.

Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung haben aus Anlaß des Ausstandes in Krimmitschau einen Aufruf an die deutschen Frauenvereine verordnet, der von Alice Salomon, Helene Lange, Minna Cauer und anderen Frauenrechtlerinnen unterzeichnet ist. In dem Aufruf heißt es: „Für die deutschen Frauen handelt es sich nicht allein darum, eine Not zu lindern, die arbeitende Frauen betroffen hat; es handelt sich um Durchsetzung einer Forderung, für welche die deutsche Frauenbewegung seit Jahren eingetreten ist, die im Augenblick zu ihren wichtigsten und nächstliegenden sozialpolitischen Aufgaben gehört: zehn Stunden Arbeitszeit.“ Ueber diesen Aufruf höhnt und spottet der „Vorw.“. Es hat lange, so schreibt der „Vorw.“, 18 Wochen gedauert, bis die Damen sich auf ihre Pflicht befaßen.

Aus der Kirche ausgetreten sind in Krimmitschau nach der „Köln. Ztg.“ laut Angabe des Geistlichen von Krimmitschau bis zum 25. Dezember 19 Personen.

Wie dem „Berl. Tagebl.“ aus Dresden gemeldet wird, entsendet die sächsische Regierung amtlich den Ministerialdirektor Roscher nach Krimmitschau, um zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln.

Deutschland.

(Erhebung von Kirchensteuern.)

Nach der „Schles. Ztg.“ soll in dem Abgeordnetenhaus auf der von der General Synode angenommenen Gesetzentwurf betreffend die Erhebung von Kirchensteuern in den Kirchengemeinden und Parochialverbänden der evangelischen Landeskirche zur Vorlage kommen. In diesem Gesetzentwurf wird den Kirchengemeinden und Verbänden die Ermächtigung eingeräumt, als Maßstab der Umlegung der Kirchensteuern neben der Staatseinkommensteuer auch die Realsteuern (Grund-, Gebäude- und Gemeindesteuer) heranzuziehen.

In der Wisseaffäre ist, wie nach dem „B. Z.“ verlautet, die nachmalige Vernehmung des Verlagsbuchhändlers Richard Sattler in Braunschweig und zwar auf Ersuchen des 1.

Staatsanwalts in Berlin verflügt worden. An eine Begnadigung Bisses ist fiderem Vernehmen nach nicht zu denken. Bei dieser Gelegenheit wird auch bekannt, daß dem genannten Verlage in den letzten Wochen nicht weniger als aus fünf östlichen und westlichen Garnisonen des Reiches, und zwar aus Offiziers- und Unteroffizierskreisen Manuskripte zur Drucklegung zugegangen sind, die Personen und Verhältnisse der betreffenden Garnisonen in eigenartiger Weise schildern.

(Der „silberne Maukorf.“) Die angebliche Neuauflage des Kaisers von dem silbernen Maukorf, den er dem Minister v. Hammerstein (wegen dessen scharfer Neuauflage gegen die welfische Agitation) das nächste mal nach Hannover mitgeben wollte, wird, wie zu erwarten war, an maßgebender Stelle für völlig erfunden erklärt.

Deutschlands Außenhandel in den ersten 11 Monaten Januar bis November 1903. 1) Die Einfuhr (in Tonnen zu 1000 Kilogramm) betrug 43 165 160 gegen 40 044 216 und 41 060 764 in den beiden Vorjahren, daher mehr 3 120 944 und 2 104 386. 2) Die Ausfuhr (in Tonnen zu 1000 Kilogr.) betrug 35 164 788 gegen 31 892 382 und 29 459 008 in den beiden Vorjahren, daher mehr 3 272 406 und 5 705 780.

Beobachtungsleitern sollen, wie der „Deutschen Warte“ aus militärischen Kreisen gemeldet wird, demnächst bei der Feldartillerie eingeführt werden. Sie sollen von einem deutschen Artillerie-Offizier konstituiert sein und bei Krupp in Essen hergestellt werden; nachdem noch einige Verbesserungen in dem Mechanismus angebracht worden sind. Dies neue Mittel zur Beobachtung der eigenen Schußwirkung und der Bewegungen und Maßnahmen des Gegners kann sowohl auf den Proben durch eine neue Vorrichtung befähigt, als auch auf ebener Erde aufgestellt werden. In ersterem Falle würde die Beobachtungshöhe etwas über 4 1/2 Meter betragen. Der Beobachter kann auf dem neuen Apparat entweder sitzen oder stehen und ein oben angebrachtes Scherenfernrohr benutzen. Das Gewicht der Leiter mit Zubehör beträgt etwa 21 Kilogramm, und ihre Handhabung ist so einfach, daß sie innerhalb einer halben Minute bequem aufgestellt und wieder zusammengelegt werden kann. Für das Schießen aus verdeckten Stellungen, das bei der gezeigten Feuerwirkung der modernen Geschütze an Bedeutung zunimmt, wäre die neue Errungenschaft von besonderer Wichtigkeit. Bei der Feldartillerie sind seit langem Wagen, welche u. a. auch eine Beobachtungsleiter mit sich führen, in Gebrauch.

Sinnspruch.

Der Mann hat recht, die Frau hat recht, Wenn sie um Recht und Pflichten streiten, Nur der fährt zwischen Beiden schlecht, Den zur Vermittlung sie verleiten.

Stefter.

Die Erben von Blankenstein.

Roman von Anna Seyffert-Klinger.

(6. Fortsetzung.)

„Ich lasse mich von niemand beeinflussen“, versetzte Ilse mit sanfter Abwehr, „und Sie, Herr Marwitz, würden auch besser daran tun, dort Liebe zu suchen, wo Sie beständig Haß säen, Sie sind sich selbst im Nachteil, glauben Sie es mir!“

„Nicht wahr, man betrügt mich? Verraten Sie es mir, Kind, ich will es Ihnen reichlich“, er wollte sagen „lohn“, aber der Geiz schloß ihm die Lippen, „sagen Sie es mir“, wiederholte er eindringlich.

Wie häßlich und vergerrt plötzlich das ganze alte Gesicht erschien, Ilse fühlte sich abgestoßen wie nie zuvor in ihrem Leben, schon wollte sie die Thüre ergreifen, da wurde sie wieder von ihrem Mitleid für den unglücklichen Alten bezwungen.

War es nicht vielleicht erst durch die Menschen das geworden, was ihm jetzt alle Herzen verschloß? Und läßt sich denn der Arzt durch die Laune oder Unart eines Kranken verschrecken? Auf Kämpfe und Feindschaften mußte sie vorbereitet sein, dergleichen würde noch oft genug zu befiegen sein. Mit dieser Erkenntnis kam von neuem ein hoher Mut über sie.

Seit Wochen hatte sie den unglücklichen Mann in seiner Einsamkeit beobachtet und beklagt, und aus dem anfänglichen Interesse war für sie eine Herzensache geworden.

Mit einer leisen, aber unendlich wohlthuenden Bewegung strich sie über die barren Hände des Kranken.

„Ich werde niemals Zwischenträgerin sein, Herr Marwitz, ich will Sie nicht aufregen, sondern beschwichtigen. Wie sieht es aber mit

Ihrem Kaffee? Hat Ihnen inzwischen jemand Kaffee gebracht?“

Ein bitteres Auflachen war die ganze Antwort.

Als Ilse mit dem Fahrstuhl wieder im Vorgarten angelangt war wollte sie soeben zum zweiten male nach dem Hause gehen und um etwas Trinken bitten, als ein zierlich gekleidetes Mädchen mit einem Tablet und Limonade erschien, in der noch Eisstückchen schwammen.

Sie grüßte Ilse kaum und entfernte sich, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Als Ilse nach dem Fahrstuhl zurückgekehrt war, sahen Frau Bödow und ihre Tochter sich wie auf Verabredung voll gespannter Erwartung an.

Beide ließen die Handarbeit in den Schoß sinken und lauschten. Vorläufig aber war nichts zu hören.

„Was will „die“ hier?“ fragte Helene verdrießlich, „Du solltest ihr das Wiederkommen verleiden, Mama, solche Aufpasserinnen können wir hier garnicht brauchen.“

Die Mutter machte eine schweigengebietende Bewegung, mit vorgeneigtem Oberkörper lauschte sie.

„Halt! Umkehren!“ tönte Marwitz' heisere Stimme herüber.

Dann hörte man das Geräusch des sich entfernenden Fahrstuhls.

Erregt sprang Helene auf. Sie war das treue Ebenbild ihrer Mutter, eine läppige Erscheinung mit einem Mutters Gesicht, das, mit den frischen Farben der Jugend geschmückt, leidlich hübsch erschien.

Im selben Moment erschien der Inspektor oben auf der Freitreppe und auch Bödow kam eilfertig heran.

„Diese Person ist unsere Feindin!“ rief Helene, „wer weiß, ob all die Portieren und Teppiche dort drüben bezahlt sind. Ich wetze, daß jenes Mädchen eine Scheinheilige, eine Erbschleicherin schlimmster Art ist, wir müssen Alles aufbieten, um sie fern zu halten.“

„Herr von Lutado befindet sich in der denkbar besten Position“, bemerkte der Inspek-

tor, ein blonder Mann von vielleicht dreißig Jahren, „er ist wohlhabend und bezieht außerdem eine hohe Pension, ein viel zu gediegener Mensch, um Schulden zu machen.“

„Davon bin ich noch garnicht so überzeugt“, meinte Helene schnippisch, „zudem können gerade solche Leute einige Zehntausende zu jeder Zeit brauchen. Diese Ilse kleidet sich konstant in Weiß, das kostet Geld, mein lieber Herr Vorchert, viel Geld!“

Mar Vorchert zuckte die Achseln. „Wenn die Leute es dazu haben, was geht's was an, Fräulein Helene, zudem erwirbt sich das junge Mädchen wohl das Geld für ihre Garderobe, sie arbeitet Ueberlegungen für ein großes Verlagshaus, das meines Wissens brillant honoriert!“

Sie scheinen ja ein ganz besonderes Interesse für jenes Mädchen zu hegen!“ spottete Helene, „jetzt verstehe ich auch, weshalb uns eine Fremde in der Weise überraschen durfte. Sie sahen Ilse — ein abgeschmackter Name übrigens — kommen, unterließen es jedoch absichtlich, uns vorzubereiten.“

Eine flüchtige Note huschte über das gebräunte Gesicht des jungen Mannes. „Nein, nicht absichtlich, gewiß nicht“, gestand er kleinlaut, mit einer entsprechenden Handbewegung, „ich weiß selbst nicht, wie es kam.“

„Aber ich!“ erlöste da ganz unerwartet Vorters klare Stimme aus dem Fenster, „verheißt waren Sie, rein verzaubert! Du lieber Himmel, wenn ich ein junger Mann wäre, solch einem Geschöpf gegenüber verlore ich auch Herz und Verstand!“

Helene wollte von neuem aufbrausen; die Mutter aber forderte mit einem strengen Blick Schweigen.

„Ein solches Geschwätz!“ schalt sie, „werdest du mich endlich zum Wort kommen lassen? Wenn Sie, bester Vorchert, herausgebracht haben, daß Lutado ein vermögender Mann ist, so sehe ich um so beruhigter einem Verkehr mit der Familie entgegen.“

„Aber Mama!“ protestierte Helene.

„Doch, Du schließt das Fenster und läßt Deine Erben“, gebot Frau Bödow, und dann halblaut hinzusetzend:

„Dieses entsetzt mir das Herz, von unseren Beratungen nicht mehr hören, sie wäre im Stande, uns einen empfindlichen Streich zu spielen. Du aber, Helene, ererbt Dich ganz unndig, denn auch Ilse von Lutado ist ihrem Sinne nach ein Kind, und zwar ein recht ideal veranlagtes. Mit ihrer Harmlosigkeit werden wir leicht fertig werden, und eher, glaube ich, gäbe sie ihren letzten Heller her, ehe sie auf fremdes Geld spekulierte.“

„Mit Deinem letzten Urteil magst Du recht haben“, mischte sich jetzt auch Bödow mit seiner dünnen, leisen Stimme ein, „im übrigen aber möchte ich doch zur Vorsicht raten dieser Ilse gegenüber, so harmlos und kindlich wie unsere Dorthe ist sie entschieden nicht. Ich bin ganz Helenes Ansicht, man sollte ihr das Wiederkommen verleiden.“

„Aber was kann sie uns denn schaden!“ rief Frau Bödow erregt, „unsere Stellung hier am Ort ist eine so gänzlich isolierte, daß mir nachgerade unheimlich dabei wird. Es ist hohe Zeit, daß wir Anstoß an eine hochachtbare Familie finden, wenn die Lutados mit uns verkehren, kommen auch die Anderen wieder heran.“

„Schaden könnte das Fräulein insofern“, bemerkte der Inspektor, „daß sie, ohne es zu wollen, den Alten untrübt, und er sich bewogen fühlt, ein neues Testament aufzusetzen.“

Vorchert mußte wohl eine recht vertrauten erweckende Persönlichkeit für die Bödows sein, daß sie sich ihm gegenüber so rückhaltlos äußerten und an scheinbar Ausführungen ernst nahmen.

„Eine solche Eigenmächtigkeit meines Schwagers würde ich zu verhindern wissen“, erklärte Frau Bödow hart, „schlimmstenfalls ließe ich ihn unter Curatel stellen. In unserer Zeit ist es nicht so leicht, die eigenen Verwandten zu enterben. Zudem haben wir seit Jahr und Tag die Last mit seiner Pflege.“

Vorchert konnte ein spöttisches Lächeln nicht ganz unterdrücken, was Frau Bödow veranlaßte, in gereiztem Ton fortzufahren:

„Eine große Last muß ich sagen! Kein Götter konnte er rühren, als wir uns seiner annahmen, und jetzt macht er freien Gebrauch von seinen Armen und Händen, auch das Augenlicht und sein Gehör hat sich gebessert. Das

— Eine Meldung, die wohl nicht ohne Dementis bleiben wird, bringt die Pariser „Revue“. Danach sei der Hafen von Casablanca oder der Hafen von Rabat, beide an der atlantischen Küste, bestimmt, vom gegenwärtigen Besitzer, Spanien, an Deutschland verpachtet zu werden, wofür der am 11. November 1902 abgeschlossene spanisch-französische Vertrag zur Regelung der Verhältnisse Marokkos in Kraft trat. Frankreich und Spanien machen darin ihre Aktion vom Gange der Ereignisse abhängig. Jedenfalls sollen Tanger und Tetuan samt Umgebung neutralisiert und das sogenannte Königreich Fez als spanische Einflusssphäre anerkannt werden.

— Eine regelrechte Steuerverweigerung findet nach der „Germania“ gegenwärtig in der Grafschaft Glatz statt. Der schlesische Provinziallandtag hat kurz vor Weihnachten auf Grund des Hochwassergesetzes von 1900 die Besitzer der an den Ufern und in der Hochwasserzone der Glaser Reife und ihrer Zuflüsse gelegenen Grundstücke zur Zahlung sehr hoher Kostenbeiträge für die Unterhaltung der Wasserläufe und Ufer und der auf Grund jenes Gesetzes zu errichtenden Schutzbauten aufgefordert. Mit wenigen Ausnahmen haben die Zahlungspflichtigen die Zahlung verweigert und wollen es auf Widerstand antworten lassen. Die Gemeindeverwaltungen der betroffenen Gemeinden haben am 22. Dezember in Glatz beschloffen, an den Oberpräsidenten eine Eingabe um Aufschub der Einforderungen der Steuer zu richten.

Westfalen und Rheinland.

* Camen, 2. Jan. Ein vielgeplagter Mensch ist der Briefträger. In Regen und Hitze, in Sturm und Schneegestöber muß er seinen Weg zurücklegen. Der Rentier, der auf seine Zeitung wartet, schneidet schon ein Gesicht, wenn der Briefträger auch nur fünf Minuten später als gewöhnlich eintrifft. Und Fräulein Gisela, das auf ein Sendschreiben ihres Bräutigams gewartet hatte, möchte am liebsten dem Briefträger eine Beleidigung an den Kopf werfen, wenn er auf ihre Frage: „Haben Sie etwas für mich?“ antwortet: „Nein“. Treppauf, Treppab, so geht's das ganze Jahr. Und nun erst Neujahr! Welche Güten von Gratulationskarten und Gratulationsbriefen sind nicht auszutragen und zu verteilen! Wenn wir daher diesen vielgeplagten Mann bei dem bevorstehenden Jahreswechsel der Günst seiner „Kunden“ empfehlen, so wird sicher jeder derselben gern den kleinen Obolus opfern.

* Camen, 2. Jan. Ein milder Januar steht uns nach den prognostischen Ausblicken (die von dem Sohne des Verstorbenen herausgegeben worden sind) in Aussicht. Nur in der Zeit vom

war ein Stück Arbeit, ihn soweit zu bekommen, manchmal sind meinem Manne sowohl, wie mir, die Arme wie gebrochen niedergesunken von all dem Meiden und Wässern.

„Und wollen Sie nicht Ihr Werk der Barmherzigkeit damit krönen?“ wandte Max sich an Bodo, „daß Sie Ihrem Schwager auch die freie Bewegung der Füße zurückschaffen?“
— „Daran ist nicht zu denken!“ erwiderte rasch anstelle ihres Vaters Frau Bodo, „den Rollstuhl verläßt mein Schwager nicht wieder, seine unteren Gliedmaßen sind unheilbar gelähmt.“
„Ach, welch ein trostloses, unsympathisches Gespräch!“ rief Helene verstimmt, „kommen Sie, Herr Inspektor, wir machen einen Spaziergang durch den Park, damit wir auf andere Gedanken kommen!“

„Ich möchte auf den Wiesen noch einmal nach dem Rechten sehen.“

„Gehen Sie nur mit meiner Tochter,“ meinte Bodo, „ich reite gern ins Feld hinaus und werde alles inspizieren.“

Borchert verneigte sich und folgte der jungen Dame, welche den Gartenhut bereits aufgesetzt hatte.

Der Weg führte über den heißen, baumlosen Hof, an den sich jedoch ein großer Park mit vielen Bäumen und schattigen Gängen schloß.

Eine Weile schritt das Paar schweigend dahin. Helene sah mehrmals fischig in Borcherts Gesicht, er war aber so in Gedanken, daß er es nicht bemerkte.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie endlich, „hast Du mir etwas übel genommen?“

„Nein, nicht im geringsten, keine Spur.“

„Aber Du bist so seltsam! Sollte Lotte mit ihrem kindlichen Geplauder doch recht haben?“

„Ich weiß nicht, wovon Du sprichst,“ bemerkte er zerkürrt.

„Ach, geh, Du bist unaussprechlich heute. Als ob Du nicht sehr genau wüßtest.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Diese Ilse von Lukado hat euch alle zusammen begehrt!“

„Du solltest ihre Freundin werden,“ sagte er rasch, ohne Übergang, zugleich leise Helenes Hand pressend.

Helene wich trotzig einige Schritte zurück. „Ich hätte besser getan, allein zu gehen. Wenn Dir soviel an Fräulein von Lukados Gesellschaft liegt, so fuhre sie doch auf!“

„Aber, Helene, wie bist Du nur! Habe ich denn wirklich das Maß über, Dich heute beständig zu beleidigen und zu reizen?“

„Ach heute — heute! Du bist schon seit längerer Zeit verändert, und jetzt weiß ich auch, was Dich beschäftigt, wenn Du so schweigsam und geistesabwesend neben mir hergehst!“

Er strich mit der kräftigen Hand über die

12.—16. soll es etwas kälter werden, während wir für die übrigen Tage zahlreiche Niederschläge und Schneefälle zu gewärtigen haben. Der 8. Januar wird als ein kritischer Tag I. Ordnung, der 17. als ein solcher III. Ordnung bezeichnet. Der hundertjährige Kalender prophezeit im Gegensatz zu jener Vorherhersage Trockenheit.

* Bochum, 29. Dez. (Revolverbild.) Zu der Nacht zum zweiten Weihnachtstage wurde auf dem Kaiser Friedrichsplatz gegen 1/3 Uhr der ruhig nach Hause zurückkehrende Maschinist Wilhelm Fittler vor seinem Wohnhause von einer Zivilperson, in dessen Begleitung sich ein Marineunteroffizier befand, ohne Grund angegriffen. Als Fittler sich das verbat, schloß ihn die Zivilperson in die Brust. Fittler sank zu Boden. Der Täter entfloß. Der im Elisabethhospital untergebrachte F. befindet sich in höchster Lebensgefahr. Der Täter soll ein gewisser W. Höfel sein.

* Hattingen, 29. Dez. (Geldschrank gestohlen.) Im hiesigen königlichen Eisenbahngüterabfertigungsgebäude wurde in der vorvergangenen Nacht durch gewaltsames Erbrechen verschiedener Türen der feuerfeste Geldschrank aus dem Bureau des Vorstehers gestohlen, auf einer sogenannten Stichtarre, wie sie zum Verladen der Güter gebraucht werden, fortgeführt und in einer Koppelweide an der Ruhr durch Zerschneiden seines Inhalts, der nur 19 Mark betrug, beraubt; ferner wurde von den Dieben ein Posten der neu eingeführten Frachtbriefmarken im Werte von 300 Mark zerissen. Von den Dieben fehlt jede Spur.

* Mülheim a. d. Ruhr, 29. Dez. Wegen Mißbrauch des Dienstgewalts gegen Untergebene wurde vom hiesigen Kriegsgericht der 13. Division der Unteroffizier Finkenhep vom hiesigen 159. Infanterie-Regiment zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Von Degradation wurde abgesehen, vier Wochen erlittene Untersuchungshaft wurden auf die Strafe angerechnet. Es handelte sich bei den Mißhandlungen durchweg um leichtere Fälle. Von den Vorgesetzten wurde dem Angeklagten ein gutes Zeugnis ausgestellt.

* Duisburg, 29. Dez. Den Hals durchgeschnitten hat der Buschläger Ludwig Rosch, Unterbereich 4 wohnhaft, einer mit ihm in wilder Ehe lebenden Frau namens Schawinski auf der Schwanenstraße. Bei seiner Verhaftung leistete der Täter erheblichen Widerstand und bedrohte den Beamten mit einem Messer. Die Frau wurde tödlich verletzt zum Krankenhaus gebracht.

* Mülheim a. Rh., 30. Dez. Eine Feier von seltener Bedeutung begingen gestern Arbeiter und Arbeitgeber der Firma Christoph Andreae. Nicht weniger als 21 Jubilare, die auf eine Arbeit von 50 bis 60 Jahren im Dienste der Firma zurückblicken können, waren kürzlich aus diesem Anlasse ausgezeichnet worden

den und beschloßen nun, ihrerseits der Firma eine Ehre zu bereiten. Ihr Vorkteiler verlas eine Ansprache, worin er in warmen Worten der guten und herzlichen Beziehungen gedachte, die zwischen der Firma und den Arbeitern herrschen, und überreichte dann den Inhabern der Firma ein Gedenkblatt mit den sämtlichen Photographien der Jubilare, den früheren vier Teilhabern so ein Album. Herr Otto Andreae jr. erwiderte, daß er und seine Teilhaber das Gedenkblatt mit herzlichem Danke annehmen und es hoch in Ehren halten werden. Auch er freute sich der guten Beziehungen, die immer zwischen beiden Teilen geherrscht hätten. Geheimrat Otto Andreae aus Köln nahm als Senior der früheren vier Teilhaber das Wort, um auszuführen, wie sehr es ihn freute, daß die alten Meister so gute Beziehungen zur Firma Christoph Andreae pflegten. Den Übergang der Handindustrie zur mechanischen Industrie bedauerte er, man müsse aber mit dem Zeitgeiste vorwärts schreiten. Er überreichte dann einem jeden der Jubilare ein namhaftes Geldgeschenk. Herr Otto Andreae jr. erklärte, daß die jetzigen Inhaber der Firma zum An denken an diesen Tag 10000 Mark dem Unterstützungsfonds überwiesen hätten.

* M. Gladbach, 30. Dez. Eine eigenartige Polizeiverordnung ist hier erlassen worden. Danach ist die Verabreichung von Gaben irgendwelcher Art an Haus- und Straßenbettel, welche dem Gebenden unbekannt sind, verboten. Die Gewährung von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zur Beseitigung eines augenblicklichen Notstandes bleibt straflos, wenn die Möglichkeit ausgeschloffen ist, daß der Empfänger jene Gaben in Geld oder Brautwein umsetzen kann. Sonst werden Zuwiderhandlungen mit Geldstrafen von 1 bis 30 Mark oder mit Haft bestraft. So sehr auch der Kampf gegen das Bettelwesen zu begrüßen ist, und so berechtigt es auch ist, das Betteln selbst zu bestrafen, so fraglich erscheint es, ob eine Polizeibehörde das Recht hat, das Geben zu bestrafen. Man sollte meinen, daß man denn doch noch verschonen könnte, was man wollte, wenn es an sich auch durchaus richtig ist, daß man an unbekannte Bettler nichts geben soll, so ist deshalb doch eine Bestrafung noch so lange nicht am Platze.

* G. Schweg, 30. Dez. (Ein Schülerkreiß.) In der Nachbarschaft Manfried sind 17 Schüler der dortigen Handwerkschule wegen groben Unfugs bestraft worden, weil sie am Tage der Einweihung des neuen Schulhauses die bei der Festlichkeit benutzte Rednertribüne vor die Stadt geschleppt und dort die Festredner zum allgemeinen Ergötzen in derbostolischer Weise lapiert haben.

* Düsseldorf, 30. Dez. (Mebelstahl.) Bauunternehmer Lee in Düsseldorf wurde abends mit seinem Sohne in der Nähe von Grafenberg von 2 Männern überfallen und durch Mes-

serische Scher verlegt. Der Sohn erhielt einen Stich ins Auge, der Vater Stiche in die Seite und in die Brust. Es gelang, die Täter zu verhaften.

Die Schreckenstat eines Wahnsinnigen

in der Weihnachtsnacht. Schauspiel einer grauenhaften Schreckensszene war in der heiligen Nacht der Dienholtsche Gasthof „Zum Frankenbräu“ an der Bauerner Straße in Dresden-Neustadt. Dort hatten nachts zwei Damen, die Gräfinnen Goeben aus Berlin (nach dem „Veisiger Neuesten Nachrichten“) aus Götting, einen Kampf auf Leben und Tod mit einem Wahnsinnigen zu bestehen. Die genannten Damen, die eine im Alter von 63 Jahren, die andere 57 Jahre alt, waren am Mittwoch zum Besuch des Oberstleutnants Bentivogli in Dresden eingetroffen. Die Fremdenzimmer im Hause des Oberstleutnants waren infolge anderweitigen Besuches bereits besetzt, und so sah der Oberstleutnant sich gezwungen, seine Verwandten, die beiden Gräfinnen, im Dienholtschen Gasthof einzunquartieren. Am heiligen Abend hatten die beiden alten Damen der Weihnachtsfeier im Hause des Oberstleutnants beigewohnt, waren dann gegen 10 Uhr in ihren Gasthof zurückgekehrt und gleich darauf zur Ruhe gegangen. Ebenfalls im Dienholtschen Gasthof wohnte seit Mittwoch vor dem Feste der aus Hannover gebürtige Student der Rechte Hans Gähde, der zum Besuche seiner Großmutter, der in Dresden-Neustadt wohnenden Geheimrätin Gähde, eingetroffen und, da das Haus der Großmutter ebenfalls überfüllt war, auch bei Dienholz untergebracht worden war. Der 22 Jahre alte Student hatte im Hause der alten Geheimrätin den heiligen Abend verbracht und sich dann gegen 1/11 Uhr in den Gasthof zurückbegeben. Getrunken hatte er gar nicht, denn er gehört zu den Enthaltenden. Sein Zimmer lag unmittelbar neben demjenigen der Gräfinnen Goeben, die ein gemeinsames Schlafzimmer benutzten. Um die vierte Morgenstunde ereignete sich die grauenhafte Szene. Ein furchtbares Gepolter und Getöse im Gasthofe hatte die Frau des Besitzers aus dem Schlafe gestört. Sie wachte ihren Mann, und dieser stürzte nun, nichts Gutes ahnend, fast unbefleckt in den zweiten Stock. Hier bot sich ihm ein furchtbares Bild. Die in das Schlafzimmer der Gräfinnen führende Tür stand angeworfen offen, die Türöffnung war zertrümmert und die vor der Tür im Schlafzimmerschleife hängende Wäsche war zerfetzt. Aus dem Schlafzimmerschleife erblickte man laute Hilferufe, und als der Gastwirt nun eilfertig ein Streichholz anzündete, sah er zu seinem Entsetzen, daß ein Mann im Nacht-

Max Borchert folgte ihr nicht. Inzwischen hatte Ilse sich verabschiedet, und Leopold Marwitz hielt sie nicht zurück. Aber im letzten Augenblick, Ilse stand schon zwischen Tür und Angel, rief er es ihr doch noch nach, das Wort, auf das Ilse gewartet hatte, wie das Kind auf den heiligen Geist:

„Kommen Sie morgen wieder, Fräulein!“ Sie nickte lächelnd ein Ja, und dann war die weiße Gestalt verschwunden, und doppelt öde und trostlos erschien dem alten Herrn seine Einsamkeit.

Er versank in ein quälendes Grübeln. Wie war es doch gekommen, daß er so ein scheuer, verbitterter Sonderling wurde!

Er hätte es kaum noch angeben können! Aber seitdem damals sein Junge — taufend, an was rührte er da — um alle Heiligen, nur diese Folterqualen nicht; diesen wahnsinnigen Schmerz heraufschwören um ein etwas, das vielleicht längst in der Erde moderte.

Die dünnen, gekrümmten Finger gerieten in eine zitternde, nervöse Bewegung. Aber die Gedanken, durch Ilse's Erscheinen angeregt, ließen sich heute nicht bannen, sie kamen doch wieder.

„Ja, so war es gewesen, als auch sie ihn dann verlassen, die Schlang, — eine zornige, fast wilde Bewegung erschütterte den Rollstuhl, daß er in allen Fugen krachte — da gähnte und lachte der Haß in ihm, Haß gegen alle Menschen, und er gönnte keinem etwas, nicht das Gattessen! Er wurde knauserig und hartherzig, gegen andere, wie er meinte, bis er eines Tages entdeckte, daß er auch sich selber nichts gönnte.“

Die Erkenntnis ließ ihn anfangs schauern, und um sich zu trösten, begann er, Sätze voll Gold zu zählen, Tausende und Abertausende! Dabei vergaß er seinen Schmerz um das verfehlte Leben, er vergaß seine Einsamkeit, das glänzende, klingende Gold lenkte die Sinne so wohlwollend ab, ja, es ward ihm ein Tröster.

Doch immer schwerer vermochte er sich davon zu trennen, immer grausamer wurde er gegen seine Umgebung und gegen sich selbst.

Und als ihm endlich das Väterliche und Väterliche dieses prächtigen gewordenen Geizes zum Bewußtsein kam, und tief im Innern eine Stimme ihn zur Einsamkeit antrieb, da zögerte er nicht, seine Verwandten zu sich zu nehmen, welche gleichfalls im Leben Schiffbruch erlitten hatten und damals vor Jammer und Gaudium nicht aus, noch ein mußten.

Wenn Frau Bodo aber glaubte, er ahne von dem Wohlleben, das man drüben im Schlosse führte, nichts, so täuschte sie sich doch sehr. Marwitz wollte nur nichts sehen davon. Er zweifelte nicht daran, daß der Anblick delikater

Speisen ihn in zornige Erregung gebracht hätte, und er konnte sich nicht entschließen, mehr als das zur Erhaltung des Lebens Notwendige zu sich zu nehmen.

Seine Mißgunst hatte ihm sogar verwehrt, Ilse von der Limonade anzubieten; er konnte niemand essen oder trinken sehen, ohne in Wut zu geraten. Sein Wille war jedoch diesem Vaster gegenüber, — es war wie eine Strafe für den Wucher, den er seit Jahrzehnten mit seinem Golde trieb.

Aus diesem Grunde nahm er seine Mahlzeiten allein ein, trank den Kaffee schwarz und bitter. Schon die Limonade erregte seine Galle.

So vegetierte er dahin, oft bedauernd, daß er die Bodo's in sein Haus genommen, und doch auch wieder befriedigt darüber, daß er ihnen Wohlthaten erwies.

Sie waren nicht dankbar, sie verabschiedeten ihn und warteten auf seinen Tod, er wußte das alles und fand es erklärlich, er selbst hätte wohl ganz ebenso empfunden und gehandelt.

Wer den Vorfall in der Hand hält, nützt ihn aus, das ist so der Welt Lauf.

Aus diesem unerquidlichen Sinnen, das schon mehr Selbstqualerei war, wurde er durch das Ansehen der Garmentur aufgeschreckt.

Ein mit besonderer Sorgfalt und Eleganz gekleideter junger Mann schloß das niedrige Städel soeben wieder und sah dann Leopold Marwitz mit einem Gemisch von Widerwillen und Neugier an.

Es war der Amerikaner Jones Trollohn, welcher dann auch nicht zögerte, sich in aller Form vorzustellen und erklärend, in einem vornehmen nachlässigen Ton hinzuzufügen:

„Ich wünsche die deutsche Landwirtschaft von Grund aus kennen zu lernen, mein werter Herr Marwitz, und bitte Sie, mich als Volontär auf Ihrem Gute tätig sein zu lassen. Ich zahle Ihnen jedes Honorar, das Sie verlangen, und erhebe nur den einen Anspruch, mir meine Zeit nach Belieben einteilen zu können.“

Marwitz hatte anfangs sein verdrießliches, unangenehmstes Gesicht aufgesetzt, als er aber hörte, daß es sich um eine Gelbheime handelte, begann er, ohne sich dessen bewußt zu werden, zu grinsen und mit Daumen und Zeigefinger eine reißende Bewegung auszuführen, wie sie ihm eigen war, wenn er sein Gold zählte.

Für Trollohn bedurfte es eines ganz besonderen Aufwandes von Willensstärke, um seinen Wüsten, seine Verachtung zu verbergen, für ihn war der alte Mann in diesem Moment ein Tier, nach dem gedankenlose Menschen mit dem Fuße stoßen.

Er hätte den Alten, dessen Augen so gierig funkelten, in dessen Mundwinkel der Geiz so

gewandte auf der älteren Gräfin kniete, während die Schwester vor Angst und Entsetzen bereits bewußtlos geworden war. Der Mann — es war der Student Gähde — hatte ein blankes Taschmesser in der Faust und hatte seinem Opfer bereits drei Stiche beigebracht, als Dienhold sich von hinten auf den Studenten, der plötzlich von Tobacht befallen war, warf. Nun begann ein Ringen auf Leben und Tod. Der Wahnsinnige hatte den Besitzer mit furchtbarer Gewalt am Genick gefaßt und schleifte ihn nun ans Fenster, um Dienhold aus dem zweiten Stock auf die Straße zu schleudern. Verzweifelt wehrte sich der Mann, und noch gerade zu rechter Zeit erschien die Gattin Dienholds nebst dem Oberkellner auf dem Schauplatz, um ein schweres Unglück zu verhüten. Dienhold indes war auf äußerste erschöpft, seine Hand blutete, denn im Kampfe hatte der Wahnsinnige ihm den kleinen Finger der rechten Hand krumm abgebissen. Auf neue begann nun der Kampf. Frau Dienhold, der Oberkellner, der Gastwirt selbst und die Gräfinnen griffen nun mit vereinten Kräften den Wahnsinnigen an. Man rief zudem aus den Fenstern um Hilfe, und nun erschien von dem Gasse herbeigelaufen, ein Schuttmann auf dem Schauplatz der nächtlichen Schreckenszene. Eine Polizeipatrouille wurde außerdem noch geholt, und nun erst gelang es, den Wahnsinnigen, der sich immer wieder auf seine Gegner stürzte und dem der Schaum vor dem Munde stand, zu überwinden und ihn zu binden. Der Unglückliche wurde dann in Sicherheit gebracht. Ähnliche Vorfälle sollen früher bei ihm nicht vorgekommen sein, doch sollen Verwandte ersten Grades irrsinnig sein. Bei dem Studenten ist die Tobacht ursprünglich zum Ausbruch gekommen, denn am heiligen Abend sind nicht die geringsten auffälligen Anzeichen an ihm bemerkt worden. Die Schreckensstat des Wahnsinnigen hat auf alle Beteiligten einen furchtbaren Eindruck hinterlassen. Die beiden Gräfinnen liegen krank darnieder.

Reisehumor.

Unter dieser Ueberschrift erzählte das Wiener „Fremdenblatt“ eine Reihe hübscher Geschichten, denen folgende entnommen seien: Als Kaiser Alexander I. von Rußland einst durch das Gouvernement Jekaterinowsk fuhr, machte er auf einer Station Halt und ließ Tee bereiten. Auf einem Pult bemerkte er das Neue Testament und fragte den Stationsvorsteher: „Bist Du viel in diesem Buch, mein Sohn?“ — „Alle Tage lese ich darin, Majestät.“ — „Das ist recht von Dir — wo steht Du denn augenblicklich?“ — „Beim Evangelium des heiligen Matthäus.“ — „Nun, lies recht fleißig — wer sein Seelenheil sucht, der wird auch sein irdisches Glück finden.“ Als der Vorsteher das Zimmer verließ, legte der Kaiser heimlich fünf

stücker nistete, mit grausamer Ruhe töten können.

„Um ein solches Scheusal,“ grölle er in komischer Entrüstung, „soll ich nun monatelang meine goldene Freiheit opfern, nur weil mein lieber Freund und Wohlthäter die Hoffnung nicht aufgeben kann, daß in dieser Ruine, vor aller Welt verborgen, doch noch eine Seele lebt.“

Marwitz wies nach der primitiven Holzbau und strengte sich an, seinen Fahrstuhl dorthin zu dirigieren.

„Nehmen Sie Platz,“ selbst der heifere Ton dieser Stimme empfand den Ausländer, und dann sagten Sie mir, ob Sie hier im Schloß zu wohnen wünschen.“

Daran hatte Troiloyn noch gar nicht gedacht. Doch mußte diese Aussicht außerordentlich verlockend für ihn sein.

„Selbstverständlich, verehrter Herr, wenn es irgend angängig ist. Außen Preis kommt es nicht an.“

„Gut, Sie können kommen, wann Sie wollen, junger Mann, ich werde Ihnen zwei Zimmer anweisen lassen, ein tüchtiger Inspektor, von dem Sie viel lernen können, ist vorhanden, ein guter Tisch wird dort im Schloß auch geführt. Das Geld liefern Sie mir an mich ab, im übrigen aber bitte ich, mich nicht zu belästigen, Sie müssen zusehen, wie Sie mit meinen Verwandten auskommen, ich mische mich in Streitigkeiten nicht hinein.“

„Sie sind ein weiser Mann.“ replizierte Jones mit unmaßhaltlichem Hohn, „aber wie leben hier ja nicht in einer Unwissenheit und werden uns hoffentlich nicht bei den Schöpfen kriegen.“

Er hatte den ihm zugewiesenen Platz nicht eingenommen und empor sich nun schleunigst, nachdem er eine Tausendpfundnote auf die Wangenbedeckte hatte niedergelassen.

Marwitz belästigte mit zitternden Händen das kostbare Papier, dann verdeckte er es in einem ledernen Geldbeutel, den er immer bei sich trug. Eine kindische, fast irre Freude dämmerte in ihm empor.

Ein Krosch mußte dieser Fremde sein, den ihm der Zufall in den Weg schickte. Wie war es möglich, ihm viel, möglichst viel solcher Banknoten abzunehmen. Auf solch einem Glücksfall mußten doch noch besondere Vorteile herausgeschlagen werden!

Er wollte jedoch die Klingel in Bewegung setzen, um jemand herbeizurufen, und sich ins Haus fahren zu lassen, da schwebten über die Straße herüber wunderbar harmonische Akkorde. Sie spielte Chopins „Vier ohne Worte“ mit einer Innigkeit und Parteilichkeit, daß die Götter, die Dämonen und Trost um dieses alte Herz gepanzert, nicht standhalten konnten. Heiße

Hundertrubelnnoten zwischen die letzten Kapitel von St. Matthäus. Bald darauf kehrte er auf derselben Route zurück. Wieder machte er auf jener Station Halt und fragte den Stationsvorsteher, wie weit er in seiner Bibelstunde gekommen sei. „Bis zum Evangelium des heiligen Lukas“, lautete die Antwort. — „Nun, wir wollen sehen, gib das Buch her!“ — Die fünf Banknoten lagen noch unberührt an der Stelle, an welche der Kaiser sie gelegt hatte. „Die Lüge ist eine große Sünde“, sagte der Herrscher zu dem Vorsteher, der vor Beschämung und Schrecken in die Erde sinken wollte. „Du hast das Reich Gottes nicht gesucht — nun mußt Du auch die irdische Belohnung entbehren. Laß Dir das zur Lehre dienen!“ Die 500 Rubel wurden unter arme Leute des Ortes verteilt. — Diese Anekdote erinnert an einen Kammerherrn der Kaiserin Katharina von Rußland, der die Gewohnheit hatte, der Monarchin immer Schlag auf Schlag und in bestimmter Menge zu antworten. Eines Tages meldete er der Kaiserin die Ankunft eines Boten aus Wien, ohne sich vorher an obigen näheren Umständen seiner Reise erkundigt zu haben. Die Kaiserin fragte: „Wie lange ist der Kurier unterwegs gewesen?“ — „Nicht Tage, Ihre Majestät.“ — „Verwundert über diese bei den damaligen Reiseverhältnissen unglaubliche Schnelligkeit, fuhr Katharina fort: „Welchen Weg hat er denn genommen?“ — „Neben Frankfurt, Leipzig, Hamburg und Amsterdam, Ihre Majestät.“ — „Lächelnd fragte die Kaiserin weiter: „Ei, ei, wo bleibt da die Geographie?“ — „Die hat er links liegen lassen, Ihre Majestät.“ — Draufsch und nicht ohne humoristischen Beigeschmack sind oft die Mittel, die Eisenbahnreisende anwenden, um unliebsame Reisegefährten abzuhalten. So erzählt man sich von dem bekannten Großindustriellen Bernbl, daß er stets einen einfachen Bauern als Reisegefährten mitzunehmen pflegte. „Das geschieht nur“, bemerkte er scherzend, „um die noblen Reisegefährten der ersten Klasse abzuschrecken. So lange wie in der Bahnhofshalle stehen, muß er zum Fenster hinaus eine Pfeife schlechten Tabaks rauchen.“ — In einem Coupé saßen vier Herren, von denen jeder eine Zigarre rauchte. Auf einer Zwischenstation stieg eine Frau ein. Der Erste an der Thür wollte ihr behilflich sein und nahm ihr das Röschchen ab, das sie trug. „Gute Nacht“, sagte die Frau, „ich habe sechs Pfund Dynamit im Korb, be muß ich meinem Mann in d' Steingrub bringen.“ Schnell wie der Blitz flogen die Zigarren zum Wagenfenster hinaus, und schon rückte jeder von der Frau ab. Und wenn sie, was nicht selten geschah, zu husten anfangen, fuhren die Reisenden jedesmal ängstlich zusammen. „Station D.“ rief der Kondukteur. Die Frau erhob sich. „Gott sei Dank!“ murmelten alle. Der Herr an der Tür zitterte wie Espenlaub, als er ihr das Röschchen mit dem gefährlichen Inhalt hinausreichte. „Merci“, sagte das verschämte Frauchen, als sie draußen war, „es ist mit so gefährlich, ich ha nur Krumbere-

trophen lösten sich aus den starren, glanzlosen Augen, vor denen Bilder reiner, ungeschöbiger Freuden erstanden, die mit dem kalten, gefährlichen Golde nichts zu tun hatten.

Geopold Marwitz war damals, im Frühling seines Lebens, ein armer, schwer geplagter Landwirt, der unter saurem Schweiß dem Acker das tägliche Brot abringen mußte, aber sein Arm umschlang ein blühendes, junges Weib und auf seinen Knien ritt ein blondes, lockiges Mädchen! ... O, weshalb hatte der Himmel ihm, gerade ihm all das warme Leben genommen, um ihm dafür das kalte, rätselvolle Gold zu geben, dessen Besitz einen so unerfülllichen Durst nach mehr erzeugt!

Ein wehes Bedauern wollte sich in ihm emporbringen, aber da berührten die kalten, zitternden Hände den Geldbeutel, und eine fast wilde Freude verdrängte die sanfteren Regungen.

Wozu über Vergangenes Klagen, die Gegenwart war ohnehin unvollkommen genug! Ja, wenn er erst, wie seine Schwägerin es ihm versprochen, die Kraft zum Gehen zurückerlangt hatte, ihnen Allen gehörig „auf die Finger sehen“ konnte, dann wollte ihn die Vangeweile nicht mehr plagen.

Doch immer von neuem nahm ihn die, in klaren Tönen herüberklingende Musik gefangen, halbvergessene Erinnerungen herausbeschwörend.

War es recht getan, jenes Mädchen zum Wiederkommen aufzufordern? Aus welchem Grunde hatte sie ihn aufgesucht, trachteten „die dort drüben“ nach seinem Gelde?

Aber zu dieser Frage schüttelte er selbst den Kopf. Er war ja damals schon ein wohlhabender Mann gewesen, und „sie“ hatte ihn verlassen — sein Geld lockte sie nicht.

Daß Ottilie sich, seitdem sie in seiner Nähe weilte, in brennender Reue verzehrte, vermittelte sein stumpfsinniger Sinn nicht, und ebenso wenig, daß Jse beabsichtigte, das Unrecht ihrer Mutter nach Möglichkeit gutzumachen, und hier wie dort Frieden zu stiften.

„Gut! Frau haben vergessen, den Gries zur Suppe herauszugeben, auch möchte ich daran erinnern, daß wir eine Maßche Extrakt brauchen.“

Ottilie war schon im Begriff, die Küche zu verlassen, nun nahm sie das Schlüsselbund wieder zur Hand; ihre Restlosigkeit wuchs mit jedem Tage, vergeblich saß sie auf ein Mittel, um den forternden Regungen ihres Gewissens zu entschlüpfen, der Anblick des vereinsamten Kranken dort drüben verwirrte sie grenzenlos, brachte ihr die alte Schuld mit täglich sich erneuernder Anklage vor Augen.

Mechanisch gab sie dem Mädchen das Gewandstück her. Am Küchentisch lehnte Jse,

fupp! und Räs da drin. Aber weil i d' Brust sucht so stark hab' i's Rauchen net vertrage kann, so hau i g'lagt, i hätt' Dynamit drinne.“ Sagt's und verschwand.

Schiess- und Sprengstoffe.

Eine alte sagenhafte Ueberlieferung erzählt uns von dem griechischen Feuer, als einem Sprengstoff, dessen sich schon die alten Byzantiner im Kriege bedient hätten. Welche Entwicklung von damals bis zu unseren Tagen, welcher Fortschritt im Guten wie im Bösen! Heute stehen uns Sprengstoffe von schier ungläublicher Wirkungskraft zur Verfügung, und die neuen Pulverarten werfen die Geschosse über riesige Entfernungen hin. Und noch immer kein Stillstand, vielmehr ein stetiges Hasten und Suchen und Sinnen in den Laboratorien der Sprengstoff-Chemiker, um den Nebenbühler zu übertrumpfen, um kräftigere, gewaltiger wirkende Schieß- und Sprengstoffe zu erfinden. Immerhin hat man Ursache zu glauben, daß jetzt ein gewisser Ruhepunkt erreicht ist, und daß die nächste Zeit mehr dem Ausbau der jüngsten Entdeckungen gewidmet sein wird.

Ursprünglich hat man unzweifelhaft die Stoffe, die bei der Erhitzung oder durch Stoß und Schlag explodieren, d. h. sich unter Entwicklung großer Mengen von Verbrennungsgasen blühschnell zerlegen, nur zu kriegerischen Zwecken benutzt und gewiß an keine andere Art der Verwendung gedacht. Heute aber ist die friedliche, die technische Bedeutung der Explosionsstoffe sicherlich eine viel weiter reichende als ihre kriegerische, und nirgendwo anders läßt sich das bekannte Wort, daß einer und derselbe Faktor Segen und Unsegen bringen kann, mit größerer Berechtigung anwenden als auf die Schieß- und Sprengstoffe, die einerseits als Waffe des Krieges zum zerstörenden Dämon werden und andererseits in der Hand des Arbeiters den größten Segen spenden, indem sie Erze fördern helfen, den schwarzen Diamanten, die Steinkohle, dem Schöße der Erde entreißen, Tunneln erbauen, der Schifffahrt gefährliche Klippen entfernen usw.

Der älteste Explosionsstoff von Bedeutung ist das bekannte schwarze Schießpulver, auch Schwarzpulver genannt; es ist ein rein mechanisches Gemisch aus etwa 75 Prozent Salpeter, 12 Prozent Schwefel und 13 Prozent Kohle. Die Materialien werden staubfein zerfeinert, innig vermischt, mit Wasser zu einem zähen Teig geteilt und dann zwischen Walzen oder unter hydraulischen Pressen stark zusammengepreßt. Der so gebildete Pulverfaser wird nun gekörnt, d. h. auf dem sogenannten Schrotföhrer zu feinen Körnern zerfeinert. Das für Geschütze wichtige prismatische Pulver wird durch Empressen des feuchten Pulverfaser in büschelförmigen, prismatischen Formen erhalten. Nach der Größe der Körnung, weiter nach der Beschaffenheit einzel-

nen die Hüßner mit zerdrückten Kartoffelstücken füttern.

Nun schüttete sie hastig die ganze Schale aus, das hungrige Volk kam mit fliegenden Bewegungen herbei, um sich den Genuß freitig zu machen. Jse aber eilte ihrer Mutter nach. Im Hausflur holte sie sie ein.

Nicht und freundlich war es hier wie in dem ganzen Hause, und mit heimlichem Erschrecken gewahrte Jse in dieser scharfen Beleuchtung die tiefen Linien in der Stirn ihrer Mutter, die erst hier, in Erlau, entstanden waren.

„Mama,“ flüsterte sie schmeichelnd, „ich war gestern drüben beim alten Herrn Marwitz. Er hat mich zum Wiederkommen aufgefordert, erlaubst Du, daß ich gehe?“

Es war, als stöbe Ottilies Atem. Etwas Unbeschreibliches mochte in ihr vorgehen. „Ja, gehe, so oft Du willst, ich habe nichts dagegen!“

Weiter wurde nichts zwischen Mutter und Tochter gesprochen. Jse fühlte einen Kuß, der aus einem dankbaren Herzen kam, dann war sie allein.

Ottilie brach in ihrem Zimmer in die Kniee. „Mein Gott, mein Gott, wenn das Kind berufen wäre, ihm den verlorenen Sohn zu erlösen! Wenn es etwas gäbe, das mich freimachte von dieser tödlichen Pein!“

„An die Launen, die abstoßende Häßlichkeit des Alten dachte sie nicht, sie fühlte, daß sie über kurz oder lang zusammenbrechen würde unter der Last der Selbstanklagen, und griff zu ihrer Rettung nach einem Strohhalm.“

Eine halbe Stunde später schritt Jse, ein Buch in der Hand, im Pompadour eine Höllearbeit, über die Straße.

Marwitz saß schon auf seinem gewohnten Platz im Vorgarten. Der Morgen war sonnig, aber kühl.

Helene brachte dem Dunkel soeben das frugale, aus zwei Butterstücken und einem Glase Hansbier bestehende Frühstück.

Marwitz sah ihr mißvergnügt zu. „Ihr seit ja hübsch äppig, daß Ihr soviel Butter auflegt,“ murkte er, seine Sullen mühennd, „Butter ist ungesund und macht faul und did, Ihr tötet besser daran, sie zu sparen!“

„Mache Bitte verantwortlich!“ entgegnete Helene spöttisch, „sie meint es ja immer so besonders gut mit ihrem „alten Dunkel“, ich werde ihr Deinen Dank überbringen.“

„Sorge lieber, daß ich ein warmes Tuch bekomme, mich friert.“

Das wohlgenährte Gesicht des jungen Mädchens nahm einen recht häßlichen, boshaften Ausdruck an.

„Du verstehst es, uns in Bewegung zu halten!“ rief sie, „heute morgen, als Mama Dir

ner Bestandteile und endlich nach dem Mengenverhältnis richtet sich die Verbrennungsgeschwindigkeit und die Sprengkraft des Pulvers. Jetzt wird das alte Schwarzpulver immer mehr aus seiner früheren herrschenden Stellung verdrängt; für Militärgewehre einerseits und für die Sprengung in Bergwerken andererseits kommt es überhaupt nicht mehr zur Anwendung. Während das Schwarzpulver nur mineralische Körper enthält, sind die wirksamen Stoffe der neueren Schieß- und Sprengmaterialien Abkömmlinge des Pflanzenreiches, und zwar gehören sie alle zu der Klasse der sogenannten Nitroprodukte. Es sind dies Verbindungen, die durch Einwirkung von starker Salpetersäure (mit Schwefelsäure) auf Pflanzenstoffe, z. B. auf Holz, auf Baumwolle usw., gebildet werden.

So gewinnt man die Schießbaumwolle dadurch, daß man reine Baumwolle (ungeleimte Watte) mit starker Salpetersäure und Schwefelsäure behandelt, dann mit Wasser gut auswäscht und trocknen läßt. So hergestellte Schießbaumwolle unterscheidet sich dem Aussehen nach gar nicht von gewöhnlicher Watte, aber auf einen Stoß oder Schlag explodiert sie mit einer Kraft, welche die des Pulvers um mehr als das Vierfache übersteigt. Als Schießstoff läßt sich die Schießbaumwolle nicht ohne weiteres benutzen, da sie zu festig wirkt und die Gewehrläufe stark angreift; um so wichtiger ist sie als Sprengstoff geworden, und zwar benutzt man sie in Form der sogenannten komprimierten Schießwolle, d. h. in stark zusammengepreßtem Zustande. Als Füllung für unterseeische Minen, für Torpedos usw., steht die Schießbaumwolle noch immer unersetzlich da. Sehr wichtig ist es für die Gewinnung der unten zu behandelnden rauchlosen Pulverarten, daß die Schießbaumwolle in einigen Lösungsmitteln, namentlich Essigsäure und Azeton, sich zwar nicht auflöst, aber doch darin zu einer gelatinösen Masse aufquillt.

Ein anderer Sprengstoff von großer Bedeutung ist die Pikrinsäure. Sie ist ebenfalls ein Nitroprodukt; man erhält sie durch Einwirkung von Salpetersäure (mit Schwefelsäure) auf Karbolsäure. Früher wurde die Pikrinsäure noch als intensiver gelber Farbstoff benutzt, doch geschieht dies jetzt wegen ihrer mannigfachen unangenehmen Nebeneigenschaften und ihrer Giftigkeit nicht mehr. Um so geschätzter ist sie als Sprengstoff, denn bei der Erhitzung oder bei Berührung mit entzündeten Körpern verpufft sie mit außerordentlicher Sprengkraft. Wegen ihrer großen Gefährlichkeit scheute man lange vor der Anwendung der Pikrinsäure zurück, und noch mehr gilt dies von den Verbindungen der Pikrinsäure mit Metallen, den sogenannten Pikraten, denen eine geradezu fabelhafte Sprengkraft innewohnt. Neuerdings hat man gefunden, daß die geschmolzene Pikrinsäure bei Transport weniger gefährlich ist und nur durch eine Knallkapsel entzündet wer-

das Tuch umlegen wollte, wehrtest Du Dich mit aller Entschiedenheit dagegen, jetzt möchtest Du es haben; wenn ich es bringe, bist Du wieder anderen Sinnes, ich habe keine Zeit für Deine Bannen, mache Dir Bewegung, dann wird Dir warm.“

„Wenn Sie gestatten, gehe ich mit Ihnen und hole das Tuch,“ sagte Jse vorbrechend, sie war ungeschene Zeugin der Szene gewesen, und kaum im Stande, ihre Empörung zu verbergen, „auch ist das kalte Bier nach meiner Ansicht schädlich, fetze Milch wäre entschieden zuträglich.“

„Milch!“ wiederholte Marwitz, hastig erwägend, welches von beiden Getränken das kostspieligere sei. „Milch ist teurer, Kind, die können wir nicht so nebenher ausschlecken, aber warme Mehlsuppe, wenn ich die haben könnte.“

„Jse lächelte. „Das kommt auf eins heraus, Herr Marwitz, zur Suppe gehört auch Milch, und ein Stüchgen Butter und —“

„Unstim!“ fuhr der Alte unwirsch dazwischen, „daß Du Dich nicht unterstellst, Helene — Wasser und Mehl, mit einem Krümchen Salz, das ist meine Lieblingspeise.“

„So lasse sie Dir von Deiner neuen Pilegerin zubereiten,“ spottete Helene, „sie wird bald genug auf meinen Standpunkt kommen.“

„Wollen Sie mir die Suppe kochen, Fräulein?“ fragte Marwitz.

„Dann müßte ich, es schon drüben bei meinen Eltern zu dürfen.“

In diesem Moment hörte man das Rauschen eines Gewandes. Gleich darauf betrat Fräulein Bödow den Garten.

„Wo bleibst Du nur, Helene, Du weißt, wie notwendig ich Dich heute brauche — ah, Fräulein von Rakodo, wollen Sie unserem Onkel ein wenig Gesellschaft leisten? Wovon war die Rede, was wollten Sie in ihrem Elternhause tun, liebes Fräulein?“

Die Dame hatte etwas sehr Bestimmtes in ihrem Auftreten, Marwitz dachte sich unwillkürlich und Helene erzählte in der ihr eigenen, persiflierenden Weise, um was es sich handelte.

Frau Bödow war ihrer Tochter einen streng tadelnden Blick zu. „Ich begreife Dich nicht, Helene... Die Suppe wird Dir schnellstens gebracht werden, lieber Schwager, und auch das Tuch sollst Du haben.“

„Ich könnte es holen,“ meinte Jse bescheiden.

Frau Bödow wandte sich hochmütig ab. „Sie dürfen uns Ihre Dienste nicht aufdrängen, Sie haben Fräulein, es ist an und für sich schon ein gewisses Experiment, hier den barmherzigen Engel spielen zu wollen.“

ben kann, dann aber die gleichen furchtbaren Sprengwirkungen wie ungeschmolzene Pikrin- säure äußert. Deshalb benutzen die Seeres- verwaltungen jetzt geschmolzene Pikrinsäure na- mentlich zur Füllung von Granaten, und es ist erwiesen, daß der verächtliche französische Sprengstoff Melinit aus nichts anderem als geschmolzener Pikrinsäure besteht.

Weiter ist unter den wichtigen Sprengstof- fen das Nitroglycerin zu nennen, das man durch Einwirkung von Salpetersäure auf Glycerin gewinnt. Dieser Sprengstoff, der früher als Nobelsches Sprengöl bezeichnet wurde, ist noch um mehrere Grade sprengkräftiger als die Pikrinsäure; aber er ist zu gefährlich zu transportieren und zu leicht durch Erschüt- terungen unbeabsichtigte Entzündungen ausge- setzt, als daß er für sich verwendet werden könnte. Da erfindet man ein Mittel, das Ni- troglyzerin — das ein dickliches Öl darstellt — ungefährlicher zu machen, und zwar dadurch, daß man es von porösen festen Körpern auf- saugen läßt. Zunächst verwendete man zum Aufsaugen eine besondere Sorte sehr reinen Sandes, das Kieselgur. Die so erhaltene feste Masse, in der also das flüssige Nitro- glyzerin zwischen den Poren des Kieselgurs steckt, nennt man Kieselgurdynamit (Gur- dynamit) oder einfach Dynamit. Es gibt noch andere Dynamitarten, bei denen Säge- späne, Roggenmehl, Kleie oder ähnliches zum Aufsaugen des Nitroglycerins dient. Das Auf- saugungsmaterial selbst ist dabei kein Spreng- stoff, ja man setzt oft absichtlich noch wirksame Substanzen zu, um die Sprengkraft für be- stimmte Zwecke zu dämpfen, und namentlich geschieht das bei den sogenannten Sicher- heitssprengstoffen, die meistens auch dy- namitähnliche Gemische sind und in Bergwerken verwendet werden; bei ihrer Entzündung sollen Schlagwetter, (Grubengase), die etwa in der Grube vorhanden sind, nicht zur Explosion ge- bracht werden. Auf der andern Seite kann man die Sprengkraft gar nicht stark genug bekommen; deshalb benutzt man auch Dynamite, bei denen das Aufsaugungsmaterial ebenfalls ein Sprengstoff ist. So erhält man durch Auf- saugenlassen von Nitroglycerin in Schießbaum- wolle die sehr gefährliche Sprenggelatine, und nicht viel anders ist das Gelatinedyna- mit zusammengesetzt.

Die sogenannten rauchlosen oder rich- tigen rauchschwachen Pulverarten, wie sie die Infanterie aller Kulturstaaten jetzt aus- schließlich benutzt, haben den Zweck, durch ihre große Triebkraft den Geschossen eine möglichst gestreckte Flugbahn zu geben und eine mög- lichst große Schußweite zu erreichen; gleich- zeitig sollte durch sie der störende Rauch des alten Schwarzpulvers, soweit möglich, besei- tigt werden. Die rauchlosen Pulverarten kann man nach den darin wirksamen Bestandteilen in drei Gruppen teilen, nämlich in die Schieß-

pulver, die Nitroglycerinpulver und die Pikratpulver; wir sehen also, daß die Grund- stoffe dieselben sind, die wir schon oben als selbständige moderne Sprengstoffe besprochen ha- ben. Bei den Schießpulvern wird Schießbaumwolle sorgfältig zermahlen und dann mit einem geeigneten Lösungsmittel, also Azet- on oder Essigsäure oder einem Gemisch von Spiritus mit Aether, behandelt. Die dabei ent- stehende gelatinartige Masse wird zu dünnen, durchscheinenden Platten ausgewalzt, und letztere endlich werden nach dem Trocknen entweder in viereckige Plättchen (wie beim deutschen Mi- litärpulver) oder in linienförmige Scheibchen zer- schnitten. Zur Herstellung der Nitroglyze- rinpulver mischt man Nitroglycerin mit Schießbaumwolle (d. h. einer der Schießbaumwolle ähnlichen Substanz), erwärmt das Gemisch und walzt die Masse zu dünnen Platten aus, die nach dem Trocknen wieder zu Plättchen zer- schnitten oder in Würfel form gebracht werden. Derartige rauchlose Pulverpulver führt den Namen Ballistit. Die Pikratpulver end- lich sind Gemische, deren Grundstoff Pikrin- säure oder vielmehr ihre Verbindung mit Kali oder Ammoniak ist; gleichzeitig enthält die Masse Salpeter. Auch hier wird das Gemisch ausgewalzt und dann zerschnitten oder aber zu- nächst vorsichtig geschmolzen und darauf zer- kleinert.

Vermischtes.

— **Zur Scheidung der Ehe des Prin- zen Friedrich Schinburg** wird der „Balt. Zig.“ noch mitgeteilt, daß diese Angelegenheit auch schon in Rom anhängig gemacht sei. Sollte die Kirche die Scheidung nicht anerkennen, so wird die Ehe wegen eines Formfehlers bei ihrer Schließung (der Prinz war des Italiens nicht un- kundig) angefochten werden. Einem Verhand- lungstermin hat weder der Prinz noch die Prin- zessin beigewohnt. Der entscheidende Termin fand am 12. Dezember statt.

Wie die „Nat.-Zig.“ erzählt, erfolgte die Ehescheidung auf Klage des Prinzen wegen Un- treue der Frau Prinzessin und auf Widerklage der Frau Prinzessin wegen des Benehmens des Prinzen ihr gegenüber. Die Untreue der Frau Prinzessin, die in dem Prozeß zur Sprache gekommen ist, beruht nicht in ihrer Ehe.

— **Auf einer vom Meer losgerissenen Gisholle** sind bei der Anlandung Pekinli bei Whakia über 100 Fischer ins Meer fortgetrieben worden.

— **Siebenfacher Mord.** In Semlin wurde am Mittwoch zwölf Uhr mittags ein furch- terlicher Mord der Familie des Rentiers David- volts verübt. Sieben Personen sind tot darunter der Diener und die Köchin. Zwei Personen sind schwer verletzt. Zwei der Tat verdächtige Burden wurden nach der „Nationalzeitung“ be-

reits verhaftet. Der Schußplatz der erschlagenen Tat liegt im Stadtzentrum, gegenüber dem Han- delministerium.

— **Der verleihte Menetik.** Aus Athen kommt die Nachricht, daß Menetik (richtiger Menetik), der Kaiser von Abyssinien, sich trotz seiner 59 Jahre noch einmal fürchterlich ver- liebt hat. Die Auserwählte seines Herzens ist die Frau eines griechischen Arztes, Helene C., eine Dame von geradezu überirdischer Schönheit. Sie machte mit ihrem Gatten eine — Hochzeits- reise nach Abyssinien und soll dort die Geliebte des Kaisers geworden sein. Menetiks „Recht- mäßige“, die vielgenannte Taitu, hat sich die Eicheit ihres kaiserlichen Gemahls so zu Her- zen genommen, daß sie nach Jerusalem pilgern und dort ins Kloster gehen will.

— **Was die Bucherer verdienen.** In München wird der Konkurs des vor einiger Zeit aus dem Seeresdienste ausgeschiedenen Oberleutnants Böt vom 2. bayerischen Rei- terregiment viel besprochen. Die Schulden des ehemaligen Offiziers beziffert sich auf 800 000 Mark, die anscheinend bei Bucherern aufgenom- men worden sind. Böt selbst behauptet, von der großen Summe nur 100 000 Mark erhalten zu haben.

— **Der wahre Wert der Edelsteine.** Interessante Angaben über den wirklichen Wert, den Edelsteine gegenwärtig haben, findet man in einer englischen Fachzeitschrift. Danach ist keineswegs mehr der Diamant der so seltene Stein. Was seinen Geldwert anbelangt, muß er weit hinter Rubin und Smaragd zurückstehen und auch die Perle wird bedeutend höher taxiert. Als modernster Stein gilt augenblicklich der Sma- ragd, und zwar erfreut er sich deshalb so be- sonderer Gunst, weil er mit jedem Tag seltener wird. Seit Jahren wurden kaum neue Sma- ragde gefunden, und je größer die Nachfrage, desto rascher steigt natürlich der Preis. In dem Moment, da man eine neue Smaragdmine entdecken würde, dürfte das stetig wachsende Ver- langen nach den schönen Steinen wohl schnell wieder abnehmen. Tatsache ist es, daß ein Smaragd von mittlerer Größe und Reinheit, der vor sieben bis acht Jahren 200 Kronen ge- kostet haben mag, zur Zeit nicht unter 1200 Kronen zu erhalten sein würde. Absolut feh- lerfreie Steine vom reinsten, durchsichtigsten Grün erzielen Preise, die einem Laien absurd erschei- nen müssen. So wurden unlängst für einen Smaragd von drei Karat 3500 Kronen ver- langt und gezahlt, während ein 16karätiger Stein für 16 000 Kronen fortging. Ein Brillant von derselben Größe und Reinheit dürfte dagegen nur etwa 10 000 Kronen kosten. Vor eini- gen Jahren war der Rubin dem Smaragd im Preise bedeutend voran, heute hat der letztere, wenigstens es ihm auch nicht gelungen ist, dem köstlichen roten Stein den ersten Platz streitig zu machen, es doch erreicht, daß man ihn fast

ebenso schätzt. Was Rubine anlangt, so ist nach wie vor der hellere orientalische Stein wert- voller, als der von dunkler glühendem Rot, den man im Siam findet. Ebenso ist der hellere Saphir von der Insel Ceylon viel kostbarer als der tiefblaue Stein aus anderen Gegenden Indiens. Es darf nun aber nicht angenommen werden, daß Diamanten an Wert verloren ha- ben, was durchaus nicht der Fall ist. Andere Steine, und besonders Smaragde, sind eben in letzter Zeit nur auffallend im Preise gestiegen. Stets denselben Wert behält die Perle. Einer der eigenartigsten, prächtigsten und seltensten Steine ist der Alexandrit, der am Tage eine tiefgrüne Färbung zeigt und bei Abendbeleuch- tung in herrlich rotem Feuer glüht. Er ist sehr kostbar und so ungemein selten, daß es unmöglich sein dürfte, ihn jemals in Mode zu bringen. Der wohlfeilste Stein ist ohne Zweifel der Opal, der heutzutage nicht mehr als unheilbedeutend gilt und sich beständig wachsender Beliebtheit er- freut.

Die Erforschung des Weltalls ge- hörte seit den ältesten historischen Zeiten zu denjenigen Gebieten, auf welchen der grübelnde Menschengestalt zuerst sich betätigte, und obwohl die Himmelskunde sicherlich viel mehr Schwie- rigkeiten bietet, wie z. B. die Beschäftigung mit Physik oder Chemie, besaßen die Kulturvölker schon vor mehreren Jahrtausenden überallhin gute und vielfach schon nahezu korrekte Kennt- nisse von den Wundern der Sternennwelt. Es ist deshalb hochinteressant, einmal an der Hand eines glänzenden Führers den Weg zu ver- folgen, den der menschliche Forschungsdrang zu- rückgelegt hat, gerade jetzt wird hierzu eine treffliche Gelegenheit geboten: Von Hans Krae- mers großer Publikation „Weltall und Mensch- heit“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Ber- lin) sind jüngst die Lieferungen 44—46 zur Aus- gabe gelangt. Preis pro Heft 60 Pfg., in denen der hochverdiente, im In- und Auslande gleich geschätzte langjährige Leiter der Berliner Stern- warte, Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Foerster seine historische Darstellung der Er- forschung des Weltalls, mit spezieller Be- rücksichtigung der Erde als Himmelskörper, be- ginnt. Die beigegebenen farbigen und schwarzen Illustrationen sind ebenso wirksam wie tabellos ausgeführt und erhöhen den Reiz der Dar- stellung noch bedeutend. „Weltall und Mensch- heit“ verdient dauernd das volle Interesse aller nach Bildung Strebenden!

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der Camerer Zeitung.

Druck und Verlag von C. Mah in Hörde.
Verantw. Redakteur Fr. Meyer, Camen.

„Der bald genug aus der Rolle fallen wird!“
Prophezeite Helene.

„Sie stand mit überlegener Ruhe den beiden Damen gegenüber.“

„Ich wünsche hier keine Rolle zu spielen, sondern einem Leidenden das Leben erträglicher zu gestalten.“

Marwitz, welchen unausgesetzt die Frage be- schäftigt hatte, was mit dem abgestandenen Bier zu beginnen sei, war jetzt zu einem Schluß ge- kommen.

„Ich trinke es heute Abend, wenn es auch etwas schaal ist, gieße es in die Flasche zurück, Schwägerin.“

Frau Bödow nahm das Glas schweigend vom Tisch, und verließ damit den Garten, von ihrer Tochter gefolgt.

„Es die Damen den zwischen dem Treib- hause und dem Schloss befindlichen Grasplan erreicht hatten, goß die Frau das Bier auf die Erde, während sie ihre Tochter zornig tadelte.“

„Ich könnte an allen Stellen zugleich sein, wahrhaftig. Ihr begeht lauter Torheiten. Nur mein Dazwischenkommen verhindert, daß bei Fremden eine Suppe für den Griesgram ge- kocht und über die Straße getragen würde, so- daß die ganze Nachbarschaft neuen Stoff zum Tratschen erhält. Diese Geschichte hätte dem Faß den Boden ausgetreten — der arme, halbverhungerte Marwitz, der von seinen Ver- wandten so grenzenlos vernachlässigt wird, er- hielt von den Lakados eine herrliche Suppe!“

„Einen Brei aus Mehl und Wasser, Mama!“

„Und wenn schon, Du unerfahrenes Kind. Die Plantage der lieben Nichten hätte eine Bouillon mit Trüffeln und Burgunder daraus gemacht!“

„Du solltest dem adeligen Fräulein einfach die Tür gewiesen haben!“

„Vielleicht, man darf niemals etwas auf die Spitze treiben, Derzogen. Fräulein von Lu- lada weiß nun, daß ich sie durchschaue, das ge- nügt für den Anfang.“

„Und Du willst ihm wirklich die Mehlsuppe geben?“

„Ich werde ihm heute den Willen tun, und mich später schadlos dafür halten.“

Im Garten war es eine Weile ganz still geblieben. „Sie erkannte mit heimlichem Seuf- zen, daß sie sich hier eine Aufgabe gestellt, die strengste Selbstverleugung verlangte und sie obendrein in einen häßlichen Verdacht bringen mußte.“

Es war ein heißer, gefährlicher Boden, auf den sie sich gewagt, aber gerade das Ungewöhn- liche reizte ihre Energie.

Das Bewußtsein, ohne Eigennutz, nur das Beste wollend, zu handeln, steigerte noch ihre frühliche Zuversicht.

Sie sah auf den alten Mann. In sich zu- sammengekauert, an allen Gliedern vor Frost bebend, verzehrte er sein Frühstück, wobei einen Blick des Dankes, noch der Sympathie hatte er für sie; er dachte und schüttelte sich vor Un- behagen, ohne vielleicht von der Erkenntnis sei- ner jämmerlichen Existenz durchdrungen zu sein.

„Sie begann, langsam den Wagen in Bewe- gung zu setzen.“

„Ich möchte Sie ein wenig spazieren füh- ren, hinaus aufs sonnige Feld, Herr Marwitz.“

Er sah sie erst verständnislos an. Seit mindestens einem Jahrzehnt hatte er seinen Grund und Boden nicht verlassen. Allein den Wagen eine weitere Strecke fortzubewegen, ver- mochte seine schwache Kraft nicht, und seine Schwägerin hatte es verstanden, ihm die Aus- fahrt zu verleiden.

„Noch ehe er antworten konnte, brachte eine Magd ein warmes Plaid, und sie legte es für- sorglich um die Schultern des Greises.“

Er legte das Plaid auf der Hand und hülfte sich zitternd ein.

„Die Leute sind jetzt alle im Felde beschäf- tigt, Fräulein.“

„Wir brauchen keine Hilfe, Herr Marwitz. Ich fahre Sie. Wenn ich uns nur unsichtbar machen könnte, denn das Gerede der Leute for- derte ich auch nicht gerne heraus. Schließlich müssen wir uns aber darüber hinwegsetzen.“

In seinen glänzenden Augen war doch ein momentanes Leuchten gewesen. Er polte die weiten Felder wiedersehen, die er einst so sehr geliebt. Der Gedanke hatte etwas Verwundenes für ihn.

„Ich wüßte Rat“, murmelte er, „man brauche gar nicht auf die Hauptstraße hinaus.“

„Das wäre herrlich!“ riefte sie in die Hände, „wenn mir erst die Suppe käme.“

„Mag keine Suppe.“

„Sie lachte mitwilling auf. Dann hält uns nichts, vorwärts, vorwärts!“

Ihr Gesicht mochte den verkümmerten Alten hypnotisieren, der Schattens eines Lächelns sah sich um seine farbenlosen Lippen.

Dann setzte er eifrig den Fahrstuhl selbst in Bewegung und steuerte direkt auf den Baum zur Seite los. Dort befand sich, von Hollunder- büschen fast versteckt, eine Pforte, die sie sah sie erst jetzt.

Durch diese kleine Tür gelangte man auf einen schmalen Weg, der am Schlosse und dem Park vorbei direkt aufs Feld hinausführte und dort in die Landstraße mündete.

Sie dirigierte nun den Fahrstuhl, was ihr wenig Mühe verursachte. Über die Anstrengung färbte ihre Wangen doch mit einem tieferen Rot. In wenigen Minuten waren sie aus der engen Gasse heraus.

Auf dem Feldwege kamen ihnen zwei Reiter entgegen, welche beide mit dem gleichen Entzäden, aber auch offenkundigen Staunen die schöne Wagen- lenkerin anschauten.

Es war John Trolloyn und der Inspektor Borchert; sie grüßten höflich, aber als sie außer Hörweite waren, rief der Amerikaner:

„Was so ein alter Goldkondel doch für eine Anziehungskraft besitzt. Das schönste und stol- zeste Mädchen von Erlau erweist ihm Aufmerk- samkeiten.“

„Sie kennen Welt und Menschen, Mr. Trol- loyn“, bemerkte Borchert bescheiden, welchem der Amerikaner mächtig imponierte, „glauben Sie wirklich, daß das junge Mädchen aus Berechnung handelt? Ich möchte es ihr fast nicht zutrauen.“

„Aber ich!“ rief der andere brüst. „Dieses unschuldvolle Gesicht erschien mir von vornher- ein verdächtig, und einmal wurde ich in meinem Mißtrauen tatsächlich bestätigt. Nun sehe ich ein, daß ich von vornherein recht hatte, diese Lakados haben es auf das Erbe von Blankenstein abge- sehen, ich bin jetzt überzeugt davon. Schon ehe sie hierher kamen, waren sie von dieser Nachbar- schaft miterrichtet; es war beabsichtigte Sache, den Allen zu umgarnen und — zu plündern.“

„Tausend noch einmal, wodurch sind Sie so genau unterrichtet?“

„Darüber kann ich Ihnen nichts verraten, Verehrtester, genug, daß es so ist, wie ich Ihnen sage!“

Borchert war sehr nachdenklich geworden. Er war im Grunde kein Egoist. Aber das Erbe von Blankenstein, das ihm als Helene's Verlob- ten so gut wie sicher erschien, hatte doch hoch- fliegende Zukunftspläne in ihm geweckt, und ihm seine Zukunft in einem Lichte gezeigt, wie es nur der Besitz, ein ungewöhnlicher Reichtum, zuläßt.

Sein eigenes Vermögen war sehr bescheiden und hätte kaum zum Ankauf einer größeren Dekonomie ausgereicht, auf ein Rittergut hätte er nie seine Wünsche richten dürfen.

In schweigender Uebereinkunft war ihm in der Familie Bödow eine Vertrauensstellung ein- geräumt worden. Man betrug den Besitzer von Blankenstein schon jetzt auf jede Weise, und Bor- chert hatte das in der Ordnung gefunden, ohne für den alten Mann auch nur ein Rollbrett Mitleid oder Teilnahme zu hegen.

Sie von Lakado brachte ihn vollständig aus dem Gleichgewicht.

Zum ersten male fragte er sich, ob man nicht etwa doch ein Unrecht an dem Greise be- ging, ob aufrichtige Fürsorge vielleicht längst einen Eingang zu dem erbitterten alten Herrn gefunden hätte!

Aus diesen Betrachtungen weckte ihn des Amerikaners Stimme.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Borchert, was sind das für Verwandte des alten Herrn, und wie kommen sie hierher? Und hundertfach fügte er hinzu: „Einer Familie, welche die Lei- tung des Gutes so energisch in die Hand ge- nommen, muß man ein erhöhtes Interesse ent- gegenbringen.“

„Frau Bödow ist die Schwester von Mar- witz' verstorbenen Gatten“, erklärte Borchert, „Bödow war früher Schiffskapitän, hatte das Malheur, infolge eines Verfehlers mit seinem Schiff zu kentern und wurde dann so streng zur Rechenschaft gezogen, daß er seinen See- mannsberuf aufgeben mußte. Die Frau eröffnete dann eine Pension, die jedoch nichts wie Sor- gen und Enttäuschungen brachte. Als Marwitz durch einen Schlaganfall wochenlang an das Bett gefesselt war, gestattete er endlich, nach vie- len vergeblichen Bitten der Frau Bödow, die Ueberlieferung der Familie hierher. Nun waren sie gesichert, u. Marwitz erhob sich zusehends, wie Frau Bödow mir selbst erzählte; ihren Bemü- hungen hat der alte Herr es zu danken, daß er die Hände wieder frei bewegen kann. Das Erbe ist ihnen vollständig sicher und Frau Bödow ener- gisch genug, um sich etwaige Erbschleicher fern zu halten.“

„Danke, wenn das mit geht!“

„Aber um die Welt nicht, Mr. Trolloyn. Wie können Sie mich so grenzenlos mißver- stehen?“

„Wenn ich es tat, um so besser! Nun sagen Sie mir aber, bitte, ist denn das Regimen der Bödows etwas anderes, als Erbschleicherei?“

„Da muß ich im Namen der Familie doch aber sehr bitten. Frau Bödow ist die nächste, überhaupt die einzige Verwandte des alten Mar- witz, also durchaus erberechtigt. Sympathie kann man dem Geizhals nicht entgegenbringen, das werden Sie selbst bald einsehen, also muß man immerhin Frau Bödows nie endende Ge- duld bewundern.“

„Das ist ja alles ganz gut, Marwitz be- sitzt doch aber einen Sohn!“

Borchert sah erstaunt auf.

„Da sind Sie falsch unterrichtet; es ist wohl nie ein Kind vorhanden gewesen, sonst hätte Frau Bödow sicher einmal darüber zu mir ge- sprochen.“

„Jones lächelte überlegen.“

„Ich weiß es aus bester Quelle.“

„So will ich Ihnen nicht widersprechen, Mr. Trolloyn, für die Erben von Blankenstein ist das ohne Bedeutung, denn selbst, wenn es vor- handen war, so ist das Kind schon längst tot, man erwähnt es nicht mehr.“

(Fortsetzung folgt.)